81.
96210

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

31133 II

Bayerische Staatsbibliothek
<36650567710011

31138.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Albert Normann hatte sein Engagement in München abgeschlossen; das rege Kunstinteresse der Stadt selbst und mehr noch, die Aussicht, eine Künstlerin, wie Aline, neben sich zu haben, hatte ihn bestimmt, bereitwillig auf die Bedingungen einzugehen, die man ihm dort stellte.

Aline hatte seine Ankunft in der süddeutschen Hauptstadt mit lebhafter Freude begrüßt. „Wir sind zwar oft erbitterte Gegner, wenn es gilt, eine Ihrer romantischen Ideen zu bekämpfen," sagte sie scherzend, als er ihr seinen ersten Besuch machte, „aber unser Ziel ist glücklicherweise dasselbe."

„Ich möchte nur wissen," entgegnete Albert, „wer sich um Sie das Verdienst erworben, Sie so kühl und skeptisch zu machen, wie Sie sich so oft zeigen. Ihre

Natur ist in ihren Grundzügen dem Idealen zugewandt was bringt Sie nur dazu, diese Richtung in mir stets zu bespötteln?"

Ueber Alinens Antlitz legte sich eine Wolke; hatte er nicht ein vollkommenes Recht zu dieser Frage? Wenn die Gräber unsers Herzens sich geschlossen, wuchern wilde Blumen darüber und kein menschliches Auge ahnt, welch eine reiche Welt darunter eingesargt wurde.

Sie lächelte melancholisch. „Danach sollte ein Kind des Glückes, wie Sie, eigentlich nicht fragen, Alberto. Vielleicht — nein, ganz gewiß, Sie würden mich kaum verstehen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich aus schweren Kämpfen erst als das hervorging, was ich geworden."

„Halten Sie mich wirklich für ein Kind des Glückes, Aline?" fragte der Sänger.

„Warum sollte ich nicht? Eine heitre sonnige Natur, wie Sie, ist schon deshalb glücklich, weil kein Herzeleid ihr den frischen Lebensmuth zu rauben im Stande ist."

„Und dieser Muth ist es auch allein gewesen, der mich fähig machte, das zu tragen, was ich ertrug," sagte Albert ernst. „Glauben Sie nicht, Aline, daß mir das Geschick den Lebenspfad besonders geebnet

und daß Kummer und Trübsal an mir vorüber=gegangen!“

„Ich weiß, daß Sie ursprünglich nicht für die Bühne bestimmt waren,“ sagte sie, ihn einigermaßen befremdet anblickend, „war es ein anderer Grund, als Liebe zur Kunst und Ihr großes Talent, was Sie dazu trieb, diese Laufbahn einzuschlagen?“

„Allerdings, ein weit verschiedener. Wer in meinem Elternhause vor fünfzehn oder sechzehn Jahren den Gedanken hätte lautwerden lassen, ich würde einst ein fahrender Komödiant sein, wäre als ein frecher Belei=diger des alten Patriciergeschlechtes, dem ich entstamme, betrachtet worden. Mein Vater war der Chef eines der bedeutendsten Handelshäuser Norddeutschlands; zu seinem Nachfolger und Erben in der Firma wurde ich erzogen. Ihm, dem strengen, ernsten Geschäftsmanne, wollte es oft nicht zusagen, daß sein einziger Sohn nicht mit demselben Eifer sich in die Interessen seines Berufes versenkte, wie er, daß Musik und schöne Künste ihm höher standen, als das Wogen und Schwanken in der Handelswelt. Meine Mutter war die Einzige in unserm Hause und Familienkreise, die meine Neigungen begünstigte. Sie war eine sinnige, poetische Natur,

eine warmfühlende, für alles Schöne und Erhabene begeisterte Frau, der Edelsten eine, die ich je gekannt. Wenn ich trotz aller späteren Erfahrungen nie verlernte, Frauenwerth und Frauenwürde hochzuschätzen, so danke ich es dem Einfluß, den sie auf mich übte, die Erinnerung an eine reine und fromme Mutter ist für den Mann ein Heiligthum. — Ich war kaum zweiundzwanzig Jahre alt, als mein Vater starb, ganz unerwartet war ich der Chef des Hauses geworden und zum ersten Male gezwungen, mich mit regerem Eifer der Geschäfte anzunehmen, deren Führung mir übertragen war; Poesie, Musik und Kunst wurden für einige Zeit zurückgedrängt; ich bestrebte mich mit ganzer Seele Kaufmann zu sein. — Wenige Monate vor meines Vates Tode hatte ich mich mit der Tochter eines seiner Geschäftsfreunde verlobt, und noch während des Trauerjahres führte ich Anna als Gattin in mein Haus. — Es war eine Heirath, wie sie in der Handelswelt so häufig sind. —"

„Damit das Vermögen hübsch beisammenbliebe," schaltete Aline sarcastisch ein.

„Ungefähr so. Wir hatten uns seit unsrer Kindheit bereits in den Gedanken hineingelebt uns einmal zu heirathen. Ich glaubte Anna's Charakter genügend zu

kennen, um an ihrer Seite auf ein angenehmes Leben hoffen zu dürfen; sie war gewiß geneigt, mit meinen Liebhabereien Geduld zu haben, wie auch ich sie in ihrer Freiheit durchaus nicht beschränken wollte; ich war überzeugt, in ihr die beste Wahl getroffen zu haben. — Langweile ich Sie mit meiner Erzählung, Aline?“

„Nein, nein, durchaus nicht; ich erwarte mit einiger Spannung, welcher Art die Enttäuschung sein sollte, die Sie erlebten.“

„Die Enttäuschung kam, wenn auch nicht so schnell, als Sie vielleicht jetzt denken. Wir waren vier Jahre miteinander verheirathet gewesen und unser Verhältniß war äußerlich dasselbe geblieben, wie im Anfang unsrer Ehe. Wir waren aufmerksame, rücksichtsvolle Gatten, die sich in der That so wenig wie nur möglich belästigten. Anna hatte nie etwas dagegen einzuwenden, wenn ich stundenlang am Flügel saß und mich in die Tonwerke unsrer alten Meister versenkte; sie äußerte nie den Wunsch, mich in Concerte oder in die Oper zu begleiten, sie ging ihren Weg für sich, wie ich den meinen. Dennoch war ich nicht unglücklich; ich hatte niemals auf ein tieferes Verständniß meiner Interessen

bei meiner Frau gerechnet und konnte daher auch nicht enttäuscht sein, daß ich keines fand. Mein anfänglicher Eifer für meinen Beruf war längst wieder erkaltet; ein Freund von mir, den ich als Compagnon angenommen, leitete das Geschäft in weit umfassenderer Weise als ich. Ich war ihm oft dankbar, daß er es that; meine Lieblingsbeschäftigung war und blieb nun einmal die Musik, mein höchstes Glück dagegen mein Töchterchen, das einzige Kind unsrer Ehe, das zu jener Zeit, als die entscheidende Wendung meines Lebens eintrat, sein drittes Jahr vollendet. — Der erste Schlag, der mich traf, war der Tod meiner Mutter, in der ich meine beste treueste Freundin verlor. Vielleicht hätte ich die Prosa meines Ehelebens tiefer empfunden, wenn sie mir nicht zur Seite gestanden, wenn ich bei ihr nicht alles das gefunden, was ich bei meiner Gattin nie gesucht, weil, nun weil es eben nicht vorhanden war. Ich fühlte mich grenzenlos vereinsamt, als ich sie verloren, mir war es, als sei mit ihr der Sonnenschein meines Lebens entflohen. — Es war am Tage nach ihrem Begräbnisse, als mir von unbekannter Hand ein Brief zuging, dessen Inhalt genügend war, mich aus meinem Schmerze aufzurütteln. Man be-

nachrichtigte mich darin, daß mein Freund und Compagnon mein Vertrauen schändlich mißbrauche und mit meiner Frau seit längerer Zeit schon ein Liebesverhältniß unterhalte. Ich glaubte zuerst man habe sich einen schlechten Scherz mit mir erlauben wollen, aber bald überzeugte mich mein eigenes Nachdenken, daß der Sache etwas Wahres zu Grunde liegen könne. Ich ging hinüber in die Zimmer meiner Frau, von ihr eine Erklärung zu fordern, — aber es war bereits zu spät; sie war in der Nacht zuvor mit ihrem Liebhaber entflohen."

„Und Sie, Albert? Was thaten Sie?" fragte Aline, als der Erzähler hier eine Pause machte. „Eilten Sie der Treulosen nach, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen?"

Der Sänger schüttelte den Kopf. „Nein, Aline das that ich nicht. Ich habe es stets höchst lächerlich gefunden, wenn der betrogene Ehemann sich zu diesem Schritte herbeiließ. Welchen Werth hat denn ein ungetreues Weib noch für einen Mann, der seine Selbstachtung nicht einbüßen will? — Sie hatte mir überdies das Wesen zurückgelassen, das mir auf der Welt das Theuerste war, mein Kleinod, unser Kind. Ich nahm

mein Töchterchen, das weinend durch das Haus eilte und nach der pflichtvergessenen Mutter rief, hinauf in mein Zimmer und suchte sie zu trösten. Obgleich Anna dem Kinde im Ganzen wenig Zeit widmete, hing Gretchen doch mit heißer Zärtlichkeit an ihr, und als ich tagelang sie nach der entflohenen Mutter jammern und weinen hörte, regte sich etwas wie Haß in mir gegen Die, die diesem Kinde ein so herbes Leid zufügen konnte. — Doch, es war nur kurze Zeit nach jenem ersten Ereigniß verflossen, als eine zweite Schreckensbotschaft mich ereilte. Mein verrätherischer Freund hatte nicht allein meine Frau sondern auch den größten Theil meines Vermögens mit sich genommen, eine entsetzliche Unordnung herrschte in den Büchern, geflissentlich von ihm vorbereitet, um mich über den eigentlichen Verlust im Unklaren zu lassen. Als ich später einen Ueberblick darüber gewann, erkannte ich, daß mir von meinem ganzen früheren Reichthum nur noch ein sehr geringer Theil geblieben. Sie mögen mir mit Recht den Vorwurf machen, daß ich mich vorher zu wenig um meine Angelegenheiten gekümmert, und das ist richtig. Ich lebte in dem vollständigsten Vertrauen, daß mein Freund meine Interessen, wie seine eigenen zu wahren

wisse, und hatte nie auch nur den geringsten Argwohn gegen ihn gehegt."

„Ich habe Ihr Vertrauen zu den Menschen oft bewundert, Alberto," sagte Aline nachdenklich, „nun ich Ihr Lebensschicksal kenne, setzt es mich doppelt in Erstaunen. Wer mit Denjenigen, die ihm so nahe standen, so trübe Erfahrungen machte, sollte weit eher ein Menschenfeind geworden sein."

„Ein Menschenfeind? Ich?" fragte Albert, das blonde Haupt zurückwerfend, und als er jetzt vor Alinen stand, das sonnige Lächeln auf den Lippen, das ihm so eigen war, ein Bild der Kraft und Männerschönheit, mußte sich die Sängerin gestehen, daß er der von ihr gewählten Bezeichnung wenig entspräche.

„Ich mag vielleicht in meinen optimistischen Lebensanschauungen zu weit gehen," fuhr er fort, „und doch, sollte ich mir unnützer Weise das Dasein trüben, indem ich finstre Schatten dort überall erblickte, wo keine vorhanden sind? Weil mich ein Weib getäuscht, sollte ich verlernen an Frauenwerth zu glauben, weil mich ein Freund verrathen, sollte ich nie mehr Vertrauen zu einem Andern fassen, Hochachtung für einen Dritten empfinden? Sie sagten mir so oft, ich sei eine glücklich

angelegte Natur. In dieser Beziehung bin ich es auch, denn ich nehme jede Gunst des Schicksals mit dankbarer Freude entgegen und weiß der schwärzesten Stunde stets noch eine lichte Seite abzugewinnen.

Aline stützte den Kopf in die Hand; eine solche Lebensauffassung lag ihr zu fern, als daß sie sie hätte theilen können, aber sie fühlte sich geneigt, den Freund darum zu beneiden.

„Und dann sagten Sie dem Ihnen so wenig zusagenden Berufe Lebewohl, nicht wahr," fragte sie, „und widmeten sich ganz der Kunst?"

„Es blieb mir fast keine andre Wahl. Hätte ich in meiner kaufmännischen Carrière bleiben wollen, so wäre ich genöthigt gewesen, wieder von vorn anzufangen, und dazu fehlte mir die Lust. Ich ging sogleich, nach der nothwendigen Regelung meiner Angelegenheiten, nach Paris, um mich dort zur Bühne vorzubereiten; nach verhältnißmäßig kurzer Zeit betrat ich die Bretter und habe es bis zur heutigen Stunde noch nie zu bereuen gehabt, meiner Neigung gefolgt zu sein."

„Was aber wurde aus Ihrem Töchterchen? Sie nannten, so lange ich Sie kenne, des Kindes Namen nicht." –

Der eben noch so heitre Ausdruck in des Sängers Gesicht machte einem tiefschmerzlichen Platz.

„Nein, ich sprach niemals von meinem Kinde;“ sagte er, „die Erinnerung an meinen verlorenen Liebling ist für mich allezeit die schwerste meines Lebens geblieben. Mein Engel, mein blondlockiges kleines Mädchen! Ich hatte sie mit mir nach Paris genommen, es war mir nicht möglich, mich für so lange Zeit von ihr zu trennen, als meine Studien es erforderten. Wenn ich wieder Herr meiner Zeit wäre, hoffte ich ihr ganz leben zu können, ihr, dem einzigen Wesen, an dem mein Herz mit ungetheilter Liebe hing. Aber es sollte anders kommen! Wie eine Blume, die man dem heimischen Boden entrissen, welkte mein kleines süßes Mädchen dahin. War es Heimweh, war es Sehnsucht nach der treulosen Mutter, die das zarte Leben langsam verzehrten, — ich weiß es nicht.

Sie begann von dem Momente an dahin zu siechen, seit wir unsre Vaterstadt verlassen. Sie klagte nie, aber ich sah sie auch nie mehr spielen und scherzen wie sonst und das Lächeln, mit dem sie mich bei meiner Heimkehr stets begrüßte, hatte etwas so seltsam Trauriges, so wehmüthig Erstarrtes; — es erinnerte mich

an den Sonnenschein, der auf beschneiten Gräbern zittert. Wir wohnten in einem kleinen Hause in einer der äußersten Vorstädte; ich meinte, die frische Luft, die dort wehte, müsse meiner kleinen kranken Blume heilsam sein. Eine alte freundliche Französin übernahm bereitwillig ihre Pflege, als ihr Zustand ein besorgniß-erregender zu werden drohte. Ach, es war Alles zu spät; der Arzt, den ich zu ihr rief, konnte nur noch Linderung, aber keine Hülfe mehr schaffen; das kleine müde weiße Haupt sollte sich nicht mehr von den Kissen erheben, auf denen es tage-, wochenlang geduldig lag. Und als im Frühling die ersten Schneeglöckchen blühten und die Natur rings umher ihr Auferstehungs-fest feierte, ging mein kleines Mädchen von mir."

Albert schwieg; Aline reichte ihm in stummer Theil-nahme die Hand; sie war unfähig, ein verbrauchtes Trostwort hervorzubringen, aber es bedurfte dessen auch nicht; er fühlte, daß er von der Freundin ver-standen sei.

„Sie sehen, daß der Schmerz auch meinem Leben nicht fremd geblieben," sagte er endlich, „und daß es auch für mich nicht immer leicht gewesen, mich in das zu finden, was mir das Schicksal auferlegt."

„Und haben Sie mit Ihrem warmen und reichen Herzen niemals den Wunsch empfunden, sich ein andres Glück zu gründen, nachdem das erste sich als haltlos erwiesen?“ fragte Aline. „Sie sind eine Natur, die des Glückes bedarf, weil sie selbst so viel desselben zu geben fähig wäre.“

Der Künstler antwortete nicht sogleich.

„Einmal, ja,“ erwiederte er mit einigem Zögern, „ein einziges Mal in all den Jahren meiner vielbewegten Lebensbahn begegnete mir ein Wesen, das mein eigen nennen zu dürfen, mir namenlose Seligkeit erschienen wäre. — Da Sie nun meine ganze Vergangenheit kennen gelernt, sollen Sie auch dieses erfahren. —

Eine Thorheit, Aline, ein Traum, wenn Sie es wollen, kurz und süß, wie der Sommertag, an dem er Leben gewann. Wenig über ein Jahr ist es her, seit ich ihn träumte, und doch, — liegt nicht schon eine Ewigkeit dazwischen? — Ich machte eine Fußreise durch Tyrol, die gewaltige Schönheit seiner Berge und Seeen ist stets für mich von magischer Anziehungskraft gewesen. — Vielleicht war es eine Fee jener Berge, vielleicht eine Nixe jener Seeen, die es sich zum

lustigen Spiele auserſehen, ein armes Menſchenkind mit ihrem Zauber zu berücken. Ich fand ſie eines Tages wie ein krankes Vögelchen am Wege liegen; ſie hatte ſich den Fuß verletzt und war unfähig den Rückweg zu machen. Sie ſah mich mit den Kinderaugen fragend an und bat mich, ihr aus dem Dorfe Leute zu ſenden, die ſie hinunter in das Thal brächten. Doch das Dorf war noch mehr als eine Stunde entfernt und mir blieb keine Wahl, als ſie zu fragen, ob ſie mir geſtatten würde, ſie hinabzutragen. Sie erhob keinen Einwand, ſie ſtreckte mir die kleinen Hände entgegen und ließ ſich ohne Sträuben von mir in die Arme nehmen. Wenn Ihr wüßtet, wie entzückend Ihr Frauen doch in Eurer Schwäche, Eurer Hülfsbedürftigkeit ſeid! Es war ein eigenes Gefühl, als ich das zarte Geſchöpf an meine Bruſt gedrückt hielt und mit ihr den Heimweg antrat. Sie können denken, daß ich nicht den kürzeſten wählte, — mein kleines Feenkind indeſſen ſchien es nicht zu gewahren. Nach einer Viertelſtunde ſchon plauderte ſie mit mir, wie mit einem alten Bekannten. Sie erzählte mir, daß ſie mit ihrer Mutter drunten im Thale wohne, daß die Mama heute Migraine habe und ſie der ſie behütenden Kam-

merfrau entflohen sei, um vor ihrer nahen Abreise noch einmal nach Herzenslust in den Bergen umherstreifen zu können. — Und während sie lächelte und plauderte, schien nicht ein einziges Mal der Gedanke in ihr auf=zutauchen, daß ihr in dem einsamen Walde andere Gefahren noch begegnen könnten, als ein verletzter Fuß es war. Sie schmiegte sich vertrauend an mich, den Fremden, den sie niemals zuvor gesehen, von dem sie nichts weiter wußte, als daß er versprochen, sie nach Hause zu bringen, sie legte ängstlich und erschrocken ihre Arme um meinen Hals, als ich sie auf dem schmalen Bergpfade an dem Abgrunde vorüber trug, in dessen Tiefe ein wilder Gießbach schäumte. — Doch sie be=durfte keines Schutzes in ihrer ahnungslosen Unschuld, ihrer holden Jungfräulichkeit.

Welcher Mann wäre Barbar genug, den Zauber so süßen Kinderfriedens zu zerstören, wer empfände nicht unwillkürlich Achtung vor dem unentweihten Paradiese, das in einem solchen jungen Herzen schlum=mert?

Wenn Märchen Wahrheit werden können, so müßte ich in jenen Stunden das bestrickendste derselben erlebt haben. Wie aus einer fernen Märchenwelt klang auch

das Geplauder des holdseligen Geschöpfes. Welche Fülle von Poesie in dem kleinen Köpfchen, welch ideale Träume in dem unerfahrenen Herzen! Unsere Wanderung dauerte länger als zwei Stunden, mir war es zu Muthe, als seien es eben so viele Minuten gewesen. Am Eingange des Wiesengeheges, das an das Gasthaus grenzte, in dem sie wohnte, ließ ich sie auf den Boden herab, sie selbst wünschte dies; sie könne von dort aus, wenn auch mühsam, das Haus erreichen. Ich bat sie zum Abschiede um den Strauß blühenden Haidekrautes, den sie an der Brust trug, jede andere Frau hätte ich für meinen Ritterdienst um einen Kuß gebeten, bei ihr konnte ich es nicht. Und sie reichte mir die Blumen und die kleinen Hände auch und dann gingen wir auseinander."

Aline war der Erzählung mit eigenthümlichem Lächeln gefolgt; eine seltsame Ueberraschung hatte sich wie unwillkürlich in ihren Zügen gespiegelt.

„Und sahen Sie sie niemals wieder, Albert?"

„Einmal noch, ja! Es war wenige Wochen später in Innsbruck. Sie fuhr mit ihrer Mutter und einigen militärisch aussehenden Herren im offenen Wagen an mir vorüber, nicht mehr das Feenkind der Berge, son-

dern eines jener sammet- und spitzenumhüllten Wesen, zu denen wir Staubgeborenen nur aus der Ferne aufblicken dürfen. Ob sie mich sah? Ich weiß es nicht. Es ist kaum wahrscheinlich, daß sie sich meiner jemals mehr als nur flüchtig erinnert. — Ich aber trug ihr Bild für alle Zeit mit mir hinweg; ich sah unzählige Male noch die süßen Mädchenaugen vertrauend zu mir emporgeschlagen und fragte mich zuweilen, ob sie nach zehn, nach zwanzig Jahren noch so rein, so unschuldsvoll, so kindlich blicken würden, wie sie zu dem fremden Manne aufschauten, der sie über die Berge trug."

„Sie sind ein Träumer mit dem Herzen eines Poeten, Alberto," sagte Aline, „im Uebrigen aber war es gut, daß Sie Ihr Märchen nicht weiter auszuspinnen trachteten, denn so viel ich darüber urtheilen kann, ist Herz und Hand Ihres Feenkindes nicht mehr frei."

Albert sah sie erstaunt an. „Sie kennen sie?"

„Ich habe einige Wochen dieses Sommers in der Gesellschaft Ellis Ringolsheim's verlebt und finde Ihr Entzücken über dieses anmuthige Geschöpf gerechtfertigt. Sie hat mir jenes kleine Abenteuer einmal erzählt und mit lebhafter Dankbarkeit des Fremden gedacht, der ihr Helfer in der Noth geworden."

Der Künstler strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ich habe nie daran gedacht, daß mein Traum etwas Anderes werden könne, als die bestrickende Fata Morgana eines hellen Sommertages. Ja, ehe ich wußte, wer sie sei, muß ich es gestehen, Aline, hat mich oft der Gedanke verfolgt, wie unendlich beseligend es sein müsse, ein Wesen wie dieses schützend, nicht nur eine kurze Stunde, nein, durch das ganze Leben tragen zu dürfen. — Aber dann — könnten Sie sich es möglich denken? Baronesse Eleonore Ringolsheim und Albert Normann, ein fahrender Komödiant! Nein, nein, es ist vorüber und damit haben Sie die letzte und zugleich größeste Thorheit erfahren, die sich meines Herzens je bemächtigt."

„Und um Sie aus dem Reiche der Phantasie sogleich in die kalte Wirklichkeit zu versetzen, wollen wir das Duett einmal mit einander durchgehen, das wir morgen Abend zu singen haben," lächelte Aline.

Er nahm den Platz am Flügel ein und intonirte das Liebesduett aus dem vierten Acte der „Hugenotten". Aline trat zu ihm; die beiden herrlichen Stimmen klangen in einander, voller und mächtiger anschwellend im Sturme der Leidenschaft, bis zu dem selig-ver-

zweifelten Rufe: „Raoul, bleibe, — Raoul, ich liebe Dich.“

Aline machte hier eine Pause und blickte nachdenklich auf den Sänger hinab.

„Wenn man uns so singen hörte, Alberto,“ sagte sie scherzend, „müßte man wirklich versucht sein zu glauben, wir seien sterblich in einander verliebt.“

Er küßte die schöngeformte Hand, die sich auf das Piano stützte.

„Ist denn treue und uneigennützige Freundschaft nicht auch etwas werth, Aline?“ sagte er herzlich. „Und eine solche empfinde ich für Sie, nicht flüchtig und vorübergehend, sondern fest und unverändert auf viele, viele Jahre hinaus.“

„Ich weiß es, Albert, haben Sie Dank dafür.“

Wenige Wochen nach Beginn der Saison traf Fürst Constantin in München ein. Er war durch conventionelle Verpflichtungen länger ferngehalten worden, als ihm lieb war, und beabsichtigte dafür einen großen Theil des Winters in der süddeutschen Hauptstadt zuzubringen. Sein erster Besuch galt, wie sie es voraus-

gesetzt, Alinen, sein zweiter dem jungen Künstlerpaare, Rudolph und Cäcilien, in deren Geschick die letzten Monate eine sehr freundliche Wendung gebracht.

Zu Cäciliens unbeschreiblichem Entzücken konnte Rudolph seiner Kunst sich wieder zuwenden; in dem Atelier des kleinen Vorstadthauses stand seit wenigen Tagen eine schlafende Psyche vollendet da, die der Fürst für sein väterliches Schloß bestimmt.

Es war auch für Aline ein besonders freudiger Moment, als sie mit den Freunden in dem Atelier des jungen Künstlers stand und die Worte warmen Lobes vernahm, mit der sich einige hervorragende Kunstkenner über das anmuthige Werk äußerten. Constantin hatte der Bestellung sogleich eine zweite im Auftrage seines Oheims folgen lassen, und Cäcilie flüsterte der Freundin strahlenden Angesichts zu: „Ach, Aline, wenn ich jetzt noch Eins erreichen könnte, die Verzeihung meines Vaters, dann, ja dann hätte ich keinen Wunsch auf Erden mehr.“

Aline konnte ihr kein hoffnungsvolles Wort über diesen Punkt entgegnen; sie hatte im Herbst den alten Lehrer und seine Gattin besucht, theils um der dankbaren Erinnerung, theils um Cäciliens willen. Der

Musikdirector war äußerlich der Alte geblieben; er hatte mit lebhafter Freude die einstige Schülerin begrüßt und sich froh und stolz über ihre Erfolge gezeigt. Seiner Tochter jedoch hatte er niemals erwähnt und als Aline ihm einst in geschickter Weise ein Zeitungsblatt in die Hände gespielt, in dem eine überaus günstige Kritik eines Concertes stand, in dem Cäcilie mitgewirkt, hatte er es ungelesen, wie Aline annehmen mußte, bei Seite gelegt.

Die Mutter aber hatte tausend Fragen für Aline über ihr fernes Kind gehabt; sie hatte es als eine Wohlthat empfunden, einmal mit einem theilnehmenden Wesen über Cäcilie sprechen zu können; jedes Wort des Lobes und der Anerkennung, das von Alinens Lippen kam, war wie belebender Thau in ihr sehnendes Herz gefallen.

„Hoffe nur auf die Macht der Zeit, meine Cilla," tröstete Aline die junge Frau, „endlich muß Dein Vater doch seinen Starrsinn überwinden und Dir, seinem geliebten Kinde, wieder seine Arme öffnen."

Aline verkehrte viel und mit besonderer Vorliebe in dem kleinen Vorstadthause. „Nach dem hohlen Treiben draußen in der großen Welt ist der Anblick Eures

reinen und wahren Glückes mir Erquickung," sagte sie, „und auch Normann und der Fürst sind dieser Meinung. Uns armen Fremdlingen in dieser Welt müßt Ihr es schon erlauben, einen verlangenden Blick in des reichen Nachbars Garten zu thun."

Bald nach seiner Ankunft hatte Aline dem Fürsten ihr Zusammentreffen mit seiner Cousine erzählt und Constantin hatte ihre Mittheilung mit offenbarem Interesse entgegengenommen.

„Sie ist reizend, unsere kleine Ellis, nicht wahr?" fragte er. „Sie war das anmuthigste Kind, das ich je gesehen, und sie hat als Mädchen gehalten, was sie damals versprach. Wissen Sie, Signora Annina, daß man sie mir eigentlich zur Gattin bestimmt und daß in vertraulichen Familiensitzungen dieses Thema immer noch mit Vorliebe ausgearbeitet wird?"

„Und warum sollte es nicht, Durchlaucht?" entgegnete Aline ruhig. „Sie ist ein schönes liebenswürdiges Wesen, im reichen Besitze aller Eigenschaften, die einen Mann beglücken können."

„Einen Mann, der sie liebt, gewiß," war des Fürsten Erwiederung. „Ich aber empfinde bei aller verwandtschaftlichen Zuneigung dieses Gefühl nicht für

sie, und außerdem bin ich ein abgesagter Feind jeder, jeder Convenienzheirath."

„Wenn Ellis jedoch diese Familienbestimmung erfuhr, ist es leicht möglich, daß sie sich tief genug in diesen Gedanken hineingelebt, um Sie lieben zu lernen."

„Ellis — mich? O, nicht doch! Sie ist ja noch ein halbes Kind! Sie hat für mich geschwärmt, ich weiß es wohl, als sie, ein Backfischchen noch, in den Ferien das Gut meiner Eltern besuchte. Meine Stiefmama war damals viel krank; ihre beiden Töchter, meine kleinen Schwestern, zu jung für Ellis; so war ich genöthigt, schon aus Mitleid mit dem kleinen Dinge mich fast den halben Tag mit ihr zu beschäftigen. Sie vergalt mir mein Bemühen durch große Anhänglichkeit und ging in ihrer Kinderthorheit sogar so weit, in ein Medaillon, das ich ihr zum Geburtstage schenkte, mein eigenes Bild zu legen und es mit vieler Consequenz beständig am Halse zu tragen. Nun, mit dem kurzen Kleidchen wird sie auch diese Schwärmerei abgelegt haben."

„So seid Ihr Männer," sagte Aline bitter, „Ihr könnt es immerhin wissen, daß ein junges Herz sich

Euch zuwendete, um in Sehnsucht und Liebe um Euch zu vergehen. Euren Seelenfrieden stört dergleichen nicht."

Der Fürst blickte sie mit Befriedigung an. „Sie fassen diese Kinderei zu tragisch auf, Annina. Von einer Liebe zu mir kann bei Ellis ja nicht die Rede sein; das Gefühl eines halberwachsenen Kindes hat wohl keinen Anspruch auf diesen höchsten Namen, und selbst, wenn sie die Mädchenschwärmerei mit in das Jungfrauenalter hinübergenommen, glauben Sie denn an die Dauer eines Gefühls, das nicht erwiedert wird?"

Aline blickte träumend in die Ferne; o, welche Saite ihres Innern wurde von ihm hier in schmerzhaftester Weise berührt!

„Es giebt zwei Arten unerwiederter Liebe," sagte sie langsam, als spräche sie zu sich selbst, „die eine ist eine zarte Blume, die rasch dahinwelkt, wenn ihr die belebende Nahrung fehlt, die andere ist eine mächtige Flamme, die in rastloser Gluth stets wachsend, niemals vermindert, sich selbst verzehrt."

Constantin schwieg; es war das erste Mal, daß er von Aline eine Aeußerung hörte, die auf ein verborgenes

Weh ihres Herzens deutete. War es dieser Kummer, der sie so gleichgültig, so unempfänglich für sein zartes und inniges Werben machte? Er ließ das Gespräch fallen und suchte auch seine Gedanken gewaltsam andern Dingen zuzuwenden, aber es gelang ihm nicht.

„Ich sehe Sie wohl heute Abend im Theater, Annina?“ fragte er, als er bald darauf sich zu entfernen im Begriffe stand. „Jedenfalls werde ich mich bemühen, zu einem oder zwei Acten mich frei zu machen.“

Am Abend desselben Tages stand Aline mit Albert Normann hinter einer Seitencoulisse des Theaters, den Moment erwartend, wo sie auf der Bühne erscheinen müsse. Es wurde Gluck's „Armida“ gegeben, in der die Titelrolle eine ihrer glänzendsten zu sein pflegt. Albert hatte darin die kleinere Partie des Rinaldo zu singen und benutzte seine Muße, um mit Aline zu plaudern.

Wenige Schritte von ihnen hatten auf einer Bank eine Anzahl der leichtgeschürzten Damen des Corps de Ballet Platz genommen; Albert und Aline hatten anfangs nicht auf das immer lauter werdende Gespräch der Balleteusen geachtet, die während der rauschenden Klänge des Or-

chesters lachten und schwatzten, als befänden sie sich in ihrem eigenen Zimmer; die Nennung ihres eigenen Namens jedoch ließ die Sängerin umschauen. Sie wußte, daß sie bei den Colleginnen von der Oper und vom Ballet im Allgemeinen nicht beliebt war. Kühle Abgeschlossenheit auf ihrer Seite, Neid über ihre Erfolge auf der andern ließen nur mit wenigen der übrigen Künstlerinnen ein wärmeres Verhältniß aufkommen. Aline vernahm sehr häufig stichelnde Bemerkungen über sich selbst, boshafte Ausfälle der mißgünstigen Colleginnen, war jedoch daran gewöhnt, sie kalt und unbewegt an sich abgleiten zu lassen; heute indessen schienen die Bemerkungen der Tänzerinnen in irgend einer bestimmten Absicht gesprochen, um das Ohr Derer zu erreichen, der sie galten.

Aline hörte zu verschiedenen Malen ihren Namen mit dem des Fürsten Aldringen zusammen nennen.

„Sie brauchte sich wahrhaftig nicht groß zu thun mit ihrem durchlauchtigen Anbeter," sagte jetzt die unmelodische Stimme der Einen, die, durch ein Versatzstück gedeckt, Alinen nicht sichtbar war, „ich weiß es ganz genau, daß er eine Geliebte in der Theresienstraße wohnen hat."

„So, woher weißt Du das?“ fragte eine andere Stimme.

„Weil er sie fast jeden Tag, bald Nachmittags, bald Abends zu besuchen kommt; meine Freundin Florine wohnt ihr gegenüber und sieht ihn jedesmal in das Haus hineingehen; vorgestern war er den ganzen Abend da.“

„Wie heißt sie denn?“

„Das weiß ich nicht; Florine sagt, sie sei eine Welsche, die kein deutsches Wort versteht.“

Das Gespräch ging jetzt in ein Flüstern über; Albert blickte auf Aline, die verächtlich ihre stolze Lippe kräuselte.

„Ich bitte Sie, Aline, achten Sie nicht auf dies Geschwätz,“ begann der Sänger.

Sie antwortete ihm nur mit einem jener hoheitsvollen Blicke, in denen sich der ganze Adel ihrer Seele offenbarte, und er wußte, daß er nichts weiter hinzufügen dürfe.

„Guten Abend,“ sagte in diesem Augenblicke eine ruhige Stimme hinter ihnen; Beide wandten sich um, der Fürst stand vor ihnen.

„Guten Abend, Durchlaucht,“ sagte Aline, mit ge-

winnender Freundlichkeit ihm die Hand reichend. „Sie kommen spät; wir haben Sie vergebens während des ersten Actes erwartet.“

„Dafür habe ich auch schon seit einer halben Stunde mit dem Intendanten dort unter dem Palmbaum gestanden und aufmerksam dem eben beendeten prachtvollen Chore, daneben aber auch den Bruchstücken einer interessanten Conversation gelauscht.“

„Die Ihnen hoffentlich einen eben so tiefen Eindruck gemacht, als uns,“ sagte Aline wegwerfend. „Doch lassen wir das, ich muß in fünf Minuten hinaus auf die Bühne; kann ich Sie jedoch nach der Oper bei mir erwarten? Normann kommt, unsere prächtige Altistin, die soeben ihre Furien um sich sammelt, und Erwings. Ist es Ihnen möglich, ebenfalls zu kommen?“

„Ich muß für heute unendlich bedauern,“ sagte Constantin, „eine dringende Verpflichtung hält mich den ganzen Abend über fest; schenken Sie mir dafür einen der nächsten, in denen ich vollkommen zu Ihrer Disposition stehe.“

Sie nickte hastig Gewährung; soeben wurden im Orchester die einleitenden Tacte zu ihrer Arie intonirt.

Constantin's Augen folgten der königlichen Gestalt, die jetzt in der Mitte der Bühne stand, eine Herrscherin in jedem Ausdruck, jeder Bewegung, dann wandte er sich nach einigen freundlichen Worten mit Normann wieder dem Ausgange zu.

Vor einer Seitenpforte des Theaters hielt sein Wagen, neben dem sein Diener wartend stand. Constantin sprang hinein; der Kutscher schien der Weisung nicht mehr zu bedürfen, sondern lenkte augenblicklich in eine der stilleren Straßen ein, um nach längerem Fahren vor einem kleinen Hause in einem der einsameren Stadttheile zu halten, das inmitten eines kleinen Gartens lag. Der Diener öffnete den Schlag; Constantin verließ den Wagen und näherte sich der Gartenpforte, die er mit einem kleinen Schlüssel öffnete.

„In zwei Stunden, Hermann," sagte er zu seinem Diener, „hole mich mit dem Wagen wieder ab. Hier ist der Schlüssel."

Er warf die Pforte in das Schloß und schritt dem Hause zu, hinter dessen festgeschlossenen Läden nur ein schwacher Lichtstrahl schimmerte. Auf sein vorsichtiges Läuten öffnete ihm eine bejahrte Frau, mißtrauisch nur durch einen Spalt der Hausthüre blickend.

Der Fürst schlug den Mantel zurück. „Ich bin es, Manon.“

„Ah, c'est vous, monseigneur,“ sagte die Dienerin, bereitwillig jetzt den späten Gast in das Haus führend. Der Schein der brennenden Kerze in ihrer Hand beleuchtete jetzt die Räume, die sie durchschritten. Es waren einfache, behagliche Zimmer, deren einziger Schmuck in einer Menge seltener Blumen bestand, die überall auf den Tischen, auf Etagèren, an den Wänden standen; man hätte meinen können, in die warme feuchte Atmosphäre eines Treibhauses zu kommen, so süß und betäubend war der Blüthenduft, der sämmtliche Räume durchströmte.

„Wie geht es drinnen?“ fragte der Fürst seine Führerin, als Beide vor einer Thür Halt machten, die durch einen schweren rothen Vorhang verhüllt war.

Die Dienerin zuckte die Achseln. „Immer beim Alten, Monseigneur,“ sagte sie, „Heimweh, Klagen und Thränen, und heute noch besondere Ungeduld nach Monseigneur, den sie beständig fragen will, wann es ihr erlaubt sein würde, heimzureisen.“

Constantin schüttelte nachdenklich den Kopf; dann öffnete er die Thür und trat langsam und leise in das

vor ihm liegende Zimmer. Es herrschte tiefe Dämmerung und tiefe Stille darin; erst, wenn der Blick sich an die halbe Dunkelheit gewöhnt, die durch die grünverschleierte Lampe hervorgerufen wurde, war es möglich, die darin befindlichen Gegenstände zu erkennen. Die helle Blumenpracht der übrigen Zimmer machte hier dem ernsten Grün der Myrthen und Orangen Platz; das ganze Gemach schien in eine Laube verwandelt zu sein. Camelienspaliere deckten die Wände, saftiggrüne Schlinggewächse hingen von den Fensterbogen, Epheu und großblättrige Begonien rankten sich um eine Ruhebank im Hintergrunde des Zimmers, auf der regungslos einem Marmorbilde gleich eine weibliche Gestalt in, wie es schien, tiefem Schlummer lag.

Der Fürst näherte sich ihr und blickte sie eine Weile aufmerksam an. Wenn es eine Geliebte war, die er hier besuchte, so war es wenigstens eine sehr traurige. Die Frau, die vor ihm auf der Chaiselongue ruhte, mochte früher einmal von großer Schönheit gewesen sein, jetzt aber waren ihre Züge bleich und hager, die Wangen eingefallen, der Ausdruck des Gesichtes selbst im Schlafe todesmatt. Ihrem Aeußeren nach schien sie bedeutend älter zu sein, als der junge Mann, der

vor ihr stand, und dennoch zählte sie fast ein Jahr weniger als er. Der Fürst nahm jetzt den Schleier von der Lampe, der helle Lichtstrahl fiel auf die Schlafende, die jetzt plötzlich die Augen aufschlug.

Es waren wunderbare Augen, voller Glanz und Tiefe, die aus dem blassen, müden Antlitz schauten, sie allein hatten den Verfall des Körpers überdauert und waren jung und schön geblieben. Ein melancholisches Lächeln flog über ihre Züge, als sie ihres Besuchers ansichtig wurde; sie reichte ihm die schmale abgezehrte Hand.

„Wie gut Sie sind, noch heute zu kommen, Constantin," flüsterte sie in den weichen Lauten der spanischen Sprache.

Er zog sich einen Sessel herbei und nahm neben ihrem Lager Platz. „Wie geht es Ihnen, Dolores?" fragte er sanft und theilnehmend in dem gleichen Idiom.

Sie ließ wie ermüdet den Kopf wieder in die Kissen sinken.

„Ach, ich weiß es nicht. Mir ist's, als träumte ich fortwährend von meiner Heimath und erwachte nur auf kurze Momente zum vollen Dasein, um mich zu erinnern,

daß ich noch immer, ach, noch immer fern von ihr bin."

Sie blickte flehend zu ihm auf, als erwarte sie von ihm ein Wort des Trostes und der Hoffnung; er seufzte leise.

„Ich bringe Sie hin, Dolores," sagte er, „aber bis zum Frühjahr müssen Sie Geduld haben. Bis dahin nehmen Sie mit den Blumen fürlieb, die ich Ihnen als einen Gruß der Heimath darbringen möchte. Im Sommer sehen Sie wohl die Myrthen und Orangen unter Granadas sonnigem Himmel blühen."

„Granada!" wiederholte die Kranke träumerisch; die matten traurigen Züge erhellten sich mit dem Aufgehen dieser beglückenden Hoffnung; sie lächelte dankbar zu Constantin empor. Ach, schon unzählige Male hatte er mit denselben Worten ihre heiße Sehnsucht zur Ruhe gebracht und das kranke ungeduldige Herz mit freundlichen Bildern erfüllt. Er wußte, daß das Frühjahr nicht mehr kommen würde, auf das er sie so oft vertröstete, daß sie die Heimath nicht mehr erreichen würde, die sie vor langer, langer Zeit verlassen, um einsam und gebrochenen Herzens im fremden Lande ihre Pilgerschaft zu enden. Es war wieder todtenstill im

Zimmer geworden; nur der Novemberwind draußen ließ sich hören, der gegen die geschlossenen Läden stürmte.

„Wie der Wind unaufhörlich tobt und heult," begann die Kranke endlich wieder, die Mantille fester um sich ziehend, „unter Andalusiens ewig blauem Himmel kennt man diese Stürme nicht. Dort blüht der Frühling, dort weht die Luft, die einzige, in der ich genesen könnte, die Luft der Heimath. — Wie die Sterne so blaß sind in Eurem kalten Deutschland! Der Heimath Sterne sind wie der Diamanten Pracht; in den Kelchen der Oleanderblüthen spiegelt sich ihr Licht, wie auf den thauschimmernden Blättern der Granaten, die ich in mein Haar geflochten. — Lange, lange Jahre liegen dazwischen! Ob die Gespielinnen dort in der Heimath noch die alten Lieder singen, nach denen wir damals tanzten? Sie nannten mich stets ihre Maurenkönigin und huldigten mir halb ernst, halb scherzend in der fernen schönen Jugendzeit. — Dann kam jener Abend, — jener einzige, jener ewig-schöne, jener unvergeßliche! Der Mond stand hoch über dem alten Maurenschlosse, die Orangen dufteten betäubend, Rosen und Magnolienblüthen lagen auf der Rasenfläche verstreut, dort unter den hohen Myrthenbäumen, wo wir

tanzten; ich unter den Andern, fröhlich wie ein Kind, glücklich wie ein Kind. — Juana und ich tanzten den Fandango und die Andern hatten einen Kreis um uns geschlossen, um uns besser sehen zu können. Daß uns noch zwei fremde Augenpaare folgten, hatten wir nicht bemerkt; wir wurden es erst gewahr, als Ihr mit lauten Beifallsrufen aus der Menge tratet; der braunlockige freundliche Knabe — Sie, Constantin — und an Ihrer Seite — Er, — Er, — Er, der Heißgeliebte, — der Längstverlorene, der Einzige auf dieser Welt. — Ihr kamt vom rothen Schlosse herab, auf dem Ihr Euch verspätet, Ihr kamt zur Seligkeit mir und zur ewigen Qual; — warum, warum mußtet Ihr kommen?"

Die schmalen blassen Hände der Kranken preßten sich krampfhaft gefaltet zusammen, ihr Antlitz nahm den Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung an.

„Dolores," sagte Constantin leise und beruhigend, seine kühle weiße Hand auf ihre jetzt wie im Fieber glühende Stirne legend. Und dann neigte er sich über sie und sprach zu ihr sanfte und tröstende Worte wie zu einem kranken Kinde und während Dolores vielleicht mehr dem melodischen Klange der geliebten Mutter-

ſprache, als dem Sinne der zu ihr geſprochenen Worte lauſchte, verloren ihre Züge allmälich wieder ihre ſchmerzliche Spannung und ſie wurde ruhig wie vorhin, als er ihr von der endlichen Reiſe nach der Heimath ſprach.

Scenen wie dieſe wiederholten ſich faſt jedesmal, wenn Conſtantin die Andaluſierin beſuchte; der arme gebrochene Geiſt kannte nur zwei Punkte, an die er ſich zu klammern vermochte, — die ferne Heimath und die todte Liebe; aber mit unendlicher Geduld wußte Conſtantin ſtets die Ausbrüche ihrer Sehnſucht, ihrer Verzweiflung zu ertragen und ſtrebte mit nie ermüdender Güte die Schuld zu ſühnen, die ein Anderer an ihr begangen.

Es waren mehrere Stunden verfloſſen, als er ſich endlich erhob, um Abſchied von ihr zu nehmen. Dolores hatte kein Zeichen der Freude bei ſeinem Kommen gezeigt; jetzt aber hielt ſie die Hand feſt, die er ihr reichte, und richtete an ihn die flehende Frage:

„Wann kommen Sie wieder, Conſtantin?“

„In einigen Tagen, Dolores, ſeien Sie deſſen gewiß. Ich beabſichtige Ihnen etwas mitzubringen, was Ihnen Freude machen ſoll.“

Sie lächelte trübe. „Sie sind sehr gut, Constantin,“ sagte sie, „das weiche Knabenherz ist Ihnen geblieben, obgleich Sie längst ein Mann geworden. Ich weiß, daß Sie sich stets bestreben, mir Freude zu machen, und ist nicht Ihre Gegenwart allein schon Freude für mich? Mit Ihnen steigt mir die verlorne Jugend wieder auf, von Ihren Lippen höre ich allein die Sprache, die mir die theuerste geblieben, und ich bin dann nicht fremd und einsam mehr.“

„Ich komme wieder, armes Kind, sobald ich kann, und bis dahin versprechen Sie mir, sich so ruhig zu halten, als es Ihnen möglich ist, denn dies ist nicht nur des Arztes Wunsch, sondern auch der meine.“

Sie nickte stumm; wenige Minuten später hatte Constantin das Haus verlassen und fuhr gedankenvoll, in ernstem Sinnen, seiner Wohnung zu.

Zweites Kapitel.

„Wären Sie geneigt, mir eine sehr große Bitte zu erfüllen, Annina?“ fragte Fürst Aldringen einge Tage später die Künstlerin, als er in früher Nachmittagsstunde ihr seinen Besuch abzustatten kam.

„Gewiß, Durchlaucht, wenn ich es kann,“ war die Entgegnung. „Handelt es sich um ein Privatconcert, oder sonst etwas Aehnliches, wobei Sie meine Mitwirkung wünschen?“

„Ja und nein; doch ehe ich zu dem eigentlichen Zwecke meines Kommens gelange, möchte ich Sie an eine kleine Scene erinnern, die sich während der letzten Aufführung der „Armida“ abspielte. Ich nehme nicht an, daß Sie jenes Gespräch einiger untergeordneter Balletschönen vergessen, dessen Zeugen Sie und ich wurden.“

„Das Geschwätz jener Choristinnen?“ sagte Aline mit offenbarer Verachtung. „Ich glaubte, Durchlaucht, Sie ständen viel zu hoch, um auf dergleichen Verleumdungen nur den geringsten Werth zu legen. Sie sehen, wie ich selbst sie aufgenommen.“

Es war ein strahlender Blick, der aus seinen Augen zu ihr hinüberflog; er athmete tief, wie unter der Einwirkung eines plötzlichen überwältigenden Gefühls, ehe er erwiederte: „Ich verachte wie Sie die Absicht, die jene Worte hervorgerufen, jedoch Verleumdung war es nicht, Annina, was Jene sprachen, die Thatsachen wenigstens nicht, die sie erzählen.“

„Wie soll ich Sie verstehen?“

„Es ist Wahrheit, daß ich mehrere Male in der Woche jenes erwähnte Haus in der Theresienstraße besuche, indessen nicht um einer Geliebten, sondern um einer Unglücklichen willen, für die ich Sie, meine hochherzige Freundin, interessiren möchte.“

Aline blickte ihn fragend an.

„Es giebt Geschicke von so düsterer Tragik,“ fuhr der junge Fürst wie in Gedanken fort, „daß wir uns vergeblich fragen, welch ungeahnte Schuld es sei, für

die ein ganzes Menschenleben in langen qualvollen Jahren dahingeopfert werden mußte. Ist es nicht seltsam, wie an manchem Herzen Schmerz und Sorge spurlos vorübergehen, während ein anderes eine Welt von Leiden stumm in sich verschließen muß? Oder ist das Glück, nach dem wir Alle sehnend ringen, selbst die Schuld, für die wir namenlos zu büßen haben? Müssen wir die flüchtigen Minuten, in denen wir dem Himmel uns nahe wähnten, mit der Verzweiflung endloser Zeiten auslöschen? — Das Schicksal jener Frau, von der ich Ihnen sprach, scheint es zu bestätigen. — Wie war sie schön, die zauberische Blume Andalusiens, wie schien sie allein dazu bestimmt unendlich glücklich zu sein, unendlich glücklich zu machen, die, unter der glühenden Sonne Spaniens zu wunderbarem Liebreiz aufgeblüht, über die lachenden Fluren ihrer Heimath dahinschwebte, wie ein farbenschillernder Schmetterling, der einen kurzen Sommertag hindurch sich im Kelch der Rose wiegte. — Ich war ein Knabe von sechzehn Jahren, als ich Dolores zum ersten Male mit ihren Gespielinnen unter den Myrthenbäumen Granadas tanzen sah. Seit Monaten befanden wir uns, mein Bruder Leonor und ich, auf einer größeren Reise, die

uns durch Frankreich und die Schweiz und endlich auch nach Spanien geführt. Leonor, der um acht Jahre älter war als ich, war im Frühling zuvor von der Universität gekommen und hatte endlich seinen langgehegten Wunsch einer größeren Reise zur Ausführung bringen können. Mir wurde auf Anrathen der Aerzte, die für meine damals schwankende Gesundheit fürchteten, ebenfalls eine Unterbrechung meiner Schulstudien gestattet und so hatten wir uns denn, in Begleitung unsres Hofmeisters, überglücklich auf die interessante Wanderschaft gemacht.

Mein Bruder hatte sich kurze Zeit vor unsrer Abreise mit einer entfernten Verwandten meiner Stiefmama, einer Gräfin Nesselrode, verlobt; es war eine alte Familienübereinkunft; auf keiner Seite wohl hatte wahre Herzensneigung den Bund schließen helfen. Die Partie fand indessen die wärmste Fürsprache in der Person meiner Mama, deren Lieblingsnichte Agnese war und die sie auf das Lebhafteste zur Schwiegertochter wünschte. Meine Stiefmutter, Aline, ist eine Frau von vielen vortrefflichen Eigenschaften und großer Herzensgüte; sie ist uns, ihren Stiefsöhnen, stets eine rechte Mutter gewesen, sowie auch wir ihre eigenen Kinder,

meine kleinen Schwestern, nicht inniger hätten lieben können, wenn es unsre rechten Geschwister gewesen, — aber sie besaß und besitzt wohl noch den einen großen Fehler, in den so viele ausgezeichnete Frauen verfallen: Heirathen zu stiften, ohne danach zu fragen, wie ein solcher Bund ausfallen möge. — Leonor indessen drückte seine Fessel nicht besonders; er betrachtete die sechs Monate unsrer Reise als eine Zeit willkommenster Freiheit und gab seinem Herzen unumschränkte Ferien. Ich fand es begreiflich, daß fast alle Mädchen, denen wir in den fremden Städten begegneten, meinen Bruder mit so freundlichen Blicken betrachteten; war er doch auch eine ungewöhnlich fesselnde Erscheinung, von gewinnender Liebenswürdigkeit und jener ritterlichen Zartheit, die die Frauen mit Recht an Männern zu schätzen wissen. Ich sehe ihn noch vor mir an jenem Abend im fernen Granada, der eine Wendung seines Schicksals war; sprühend von Jugend und Lebenslust, unerschöpflich in heiteren Einfällen, munterster Laune.

Wir hatten fast den ganzen Tag in der Alhambra zugebracht; Leonor und mein Hofmeister zeichneten eifrig die hervorragendsten Punkte des alten Wunderbaues ab; ich war in allen Ecken und Winkeln des

Schlosses umhergeklettert und wartete bereits mit einiger Ungeduld darauf, daß meine Begleiter sich zur Heimkehr entschließen möchten. Aber Leonor konnte sich durchaus nicht von diesem Ueberreste alter Romantik trennen; er wollte das Schloß im Mondschein sehen und wir mußten warten, bis sein Wunsch erfüllt war. Dann erst stiegen wir hinab und wanderten langsam durch die schattigen Alleeen der Stadt zu.

Welch eine wunderbare Nacht, diese Nacht des Südens voller Poesie und Blüthenduft! Der Abendwind wehte uns die Blätter zahlloser Oleanderblüthen in das Gesicht und trug uns halbverloren die Klänge der Lieder zu, die aus den Gärten um uns her ertönten und sich mit dem Murmeln und Rauschen des Darro mischten. Hart am Eingange einer schmalen Straße stand ein kleines Landhaus mit maurischen Säulen, flachem Dache, inmitten eines halbverwilderten Gartens, den kein Gitter, keine Verzäunung von dem daran vorüberführenden Wege trennte. Auf dem Rasenplatze inmitten des Gartens tanzten eine Anzahl junger Mädchen einen einheimischen Tanz. Wir traten neugierig näher und mischten uns unter die Zahl der Zuschauer, die im Kreise umherstanden. Jetzt traten

einige der Tänzerinnen zurück; nur zwei junge Mädchen blieben im Kreise stehen, um gleich darauf jenen graziösesten aller Tänze, den Fandango, zu beginnen. Das Mondlicht fiel taghell auf die beiden anmuthigen Gestalten, Castagnetten klapperten lustig in den kleinen Händen, — Beifallsrufe aus der umgebenden Menge begleiteten jede neue Figur des Tanzes und ich stand in knabenhaftem Entzücken mitten unter den Andern, mit staunendem Jubel in die Hände klaschend, wenn ich von den Zuschauern den Namen „Dolores" rufen hörte.

Ich habe seit jenem Abend in Granada die schönsten Frauen aller Nationen gesehen, aber niemals mehr ist mir ein Wesen von so bezaubernder Anmuth, so entzückendem Liebreiz begegnet, wie jenes spanische Mädchen, das dort über den Rasen schwebte, federgleich, als berührten ihre Füße den Boden kaum, als müsse sie auf den Schwingen des Abendwindes uns entschweben, um nie zurückzukehren.

Der Tanz war beendet; ich sah mich endlich wieder nach meinem Bruder um, der wenige Schritte von mir an einem Baume lehnte, aber ich erschrak vor dem Ausdruck seines Angesichtes. So wild-entzückt, so

heiß-verlangend hatte ich ihn noch niemals blicken sehen, nie zuvor noch jene leidenschaftliche Erregung an ihm wahrgenommen, mit der er zu der Tänzerin hinüberschaute, die jetzt in den Kreis der Andern zurücktrat. Ob sie uns bemerkt? Ich wußte es damals noch nicht; sie nahm den Arm einer ihrer Gespielinnen und schritt an uns vorbei dem Hause zu; aber als sie an Leonor vorüberging, fiel eine der Granatblüthen zur Erde, die sie im Haare trug, und er beugte sich nieder, hob die Blume empor und küßte sie.

O dunkle Macht des Verhängnisses! Die Granatblüthe schloß den ersten Ring jener Kette, die sich um Beider Leben schlang. — Wenige Tage später waren wir als Gäste in dem maurischen Hause eingeführt, das inmitten des wildblühenden Gartens lag. Dolores' Vater war ein verarmter Edelmann; ein Pferd, ein Stückchen Acker, einige seltene Waffen aus Toledo waren Alles, was ihm von früheren Reichthümern geblieben, und es mußte genügen, sein und seiner Tochter Leben zu erhalten. In Madrid und in Sevilla lebten ihm einige hochangesehene Verwandte; einer derselben nimmt noch heute eine hervorragende Stelle am Hofe der Bourbonen ein: sie hatten sich von ihm losgesagt, als

er ein armes Mädchen aus dem Volke geheirathet, und er war stolz genug, um sie entbehren zu können. Dolores' Mutter war eine Nachkommin der einstigen Beherrscher Granadas, der tapfern und ritterlichen Mauren, gewesen; von ihr hatte Dolores die dunklen melancholischen Augen, die weiche Grazie der Bewegungen, den kleinen purpurglühenden Mund. — Die schöne Moreskin war gestorben, indem sie ihrem Kinde das Leben gab, und Dolores war seit ihrem ersten Tage des Vaters höchstes Glück, sein Ein und Alles geblieben. Unsern Begriffen nach war sie noch ein Kind zu nennen, kaum fünfzehn Jahre alt, aber die heiße Sonne ihres Vaterlandes hatte das holde Wesen frühzeitig gereift und ihre Schönheit zu höchster Blüthe entfaltet. Sie begegnete den Gästen ihres Vaters, die ein Freund ihres Hauses eingeführt, mit der ruhigen Sicherheit, die die vornehme Spanierin kennzeichnet, aber sobald die erste Schüchternheit überwunden war, trat die Harmlosigkeit ihrer Jugend wieder in ihre Rechte und sie plauderte mit uns, wie mit alten Bekannten. Gegen Leonor zeigte sie sich zurückhaltender als gegen mich; ich mochte ihr wohl noch jünger vorkommen, als ich in der That war, und darum sie ver-

anlassen, mich als willkommenen Spielgefährten zu betrachten. Wir warfen Reifen auf dem Rasenplatze des Gartens, jagten uns durch die Gänge, Orangen- und Oleanderblüthen als Wurfgeschosse uns zuschleudernd, während Leonor mit dem Vater unter der Veranda Schach spielte und Fehler über Fehler machte, weil seine Augen beständig den Bewegungen des schönen phantastischen Geschöpfes folgten.

Wir hatten beabsichtigt, zehn Tage in Granada zu bleiben, aber es wurden Wochen und Monate daraus. Leonor ging wie im Traume umher; er dachte nicht an unsre Abreise und wenn unser Hofmeister daran mahnte, brach er mit einem leichten Scherze das Thema ab, behauptete, Granada noch nicht genügend zu kennen, von der Alhambra noch verschiedene Skizzen anfertigen zu wollen, und was dergleichen mehr war. Statt indessen uns auf unsern Streifereien zu begleiten, zog er es stets vor, seine eigenen Wege zu gehen, Wege von denen er nicht, wie sonst, irgend eine botanische Ausbeute, sondern höchstens eine halbverwelkte Granatblüthe, einen zerdrückten Orangenzweig mitbrachte. Ich war damals noch zu jung und unerfahren, um an ein Einverständniß zwischen ihm und Dolores zu

denken, und dennoch hatte es nur kurzer Zeit bedurft, um diese beiden jungen und heißen Herzen zu lodernder Gluth für einander zu entflammen.

Wie nahe sie sich bereits standen, wurde mir nach einer Scene klar, deren Zeuge ich ungefähr zwei Wochen nach unsrer Ankunft wurde. Mein Bruder hatte uns ausnahmsweise einmal wieder auf einem längeren Spazierritte begleitet; auf dem Heimwege übergab er sein Maulthier einem der uns folgenden Treiber und forderte mich auf, ihn zu Don Rodrigo zu begleiten. Ich war augenblicklich bereit dazu, wenige Minuten später betraten wir den uns nun schon so wohlbekannten Garten. Leonor schritt ungeduldig voran, ich folgte in einiger Entfernung, als ich plötzlich aus einem Seitengange Dolores' helles Kleid auftauchen sah. Sie hatte meinen Bruder nicht sobald erblickt, als sie mit einem Freudenschrei sich in seine Arme warf, wie einen langentbehrten Geliebten ihn begrüßend, und er hob sie zu sich empor und vergrub seine Lippen in ihrem weichen Lockenhaar. Ich war so versteinert über diesen Anblick, daß ich mehrere Secunden regungslos an meinem Platze stehen blieb; ein gebieterischer

Wink Leonor's scheuchte mich endlich hinweg; Dolores hatte mich nicht bemerkt.

An jenem Abend war es, als ich zum ersten Male Leonor an seine Braut zu erinnern wagte.

„Schweige, Knabe," herrschte er mich an, „sprich mir nicht von Agnese. Ich wollte, ich hätte sie nie gesehen."

Ich sagte Ihnen einst, Annina, ich sei ein Feind der Convenienzehe; ich bin es geworden, seit ich den unseligen Zwiespalt begreifen lernte, in den dieser Zwang chimärischer Verpflichtungen meinen Bruder brachte. Wäre er damals frei gewesen, um seinem Herzen folgen zu können, er wäre vielleicht heute noch ein geehrter, glücklicher Mann; an jener unbarmherzigen Fessel jedoch, die äußere Rücksicht um ihn geschmiedet, zerschellte sein Geschick, sowie das ihre. Leonor war eine groß und edel angelegte Natur, von glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften, bedeutendem Verstande und tiefer Herzensgüte, aber neben diesen Vorzügen mangelte ihm jene Festigkeit des Charakters, die für jede, jede Handlung voll und ganz einzustehen vermag. Er war zu tief in den Vorurtheilen unsres Standes befangen, um sich zu

dem einen Schritte entschließen zu können, den ihm sein Gewissen vorschrieb: mit seiner Braut zu brechen, und so vergaß er im Rausche seiner Leidenschaft, was Pflicht und Ehre ihm gegen eine Andere geboten. Er lebte in einer fernen Welt des Glückes, in der es für ihn keine andern Gesetze gab, als die seiner Liebe.

Wie ein Donnerschlag traf ihn daher die Nachricht aus der Heimath, daß seine Braut in wenigen Tagen in Interlaken einzutreffen gedenke und daß die ganze Familie sein Erscheinen in kürzester Zeit dort erwarte. Ich sehe noch den Ausdruck dumpfer Verzweiflung, mit dem er auf das vor ihm liegende Blatt starrte.

„So ist es denn zu Ende," rief er wild, „ich muß fort."

„Und Dolores?" fragte ich leise.

Er lachte grimmig auf. „Kann ich sie etwa mitnehmen?" entgegenete er. „Ich möchte das Gesicht Agnesens sehen, wenn sie in Dolores das einzige Weib kennen lernte, das ich je geliebt."

Wenige Tage darauf reisten wir ab. Wie Leonor dem armen Kinde die bittre Nachricht seines Scheidens beigebracht, wie sie sie aufgenommen, ich erfuhr es nicht; an seiner eigenen Verstörung ersah ich, welche

erschütternden Scenen er mit ihr durchkämpft haben mußte. Dolores verband mit der Harmlosigkeit eines Kindes das heiße Empfinden des Weibes; sie lebte nur noch in ihm, in dem sie ihr Ideal anbetete.

Ich sah sie in den letzten Tagen nicht mehr; Leonor wünschte es nicht.

„Gehe nicht mehr zu ihr," sagte er milder, als er sonst zu sprechen pflegte, wenn die Rede auf diesen Punkt kam.

„Laß dem armen Wesen Ruhe in ihrem Schmerz; sie hat schwer genug zu tragen."

Er selbst war in diesen wenigen Tagen ein Anderer geworden; er, der sonst immer von Witz und Laune überzusprudeln pflegte, ritt stumm und gedankenvoll in unsrer Mitte; nur zuweilen zog er verstohlen eine schwarze Locke hervor, die er auf dem Herzen trug, um sie mit heißen Küssen zu bedecken. Unsre Reise war daher eine ziemlich getrübte geworden; meines Bruders Stimmung verdüsterte sich, je näher wir dem Ziele kamen, ja, als wir den schweizerischen Boden betraten, ging sie in vollständige Verzweiflung über. Dolores' Namen wurde von ihm nie genannt, aber sein ganzes Wesen zeigte, wie er in der Erinnerung

an sie täglich und stündlich litt, und ich bin überzeugt, daß er damals die Braut haßte, der er mit jeder Minute näher und näher kam. Als wir, über den Thuner See setzend, die weißen Mauern Interlakens vor uns sahen, ging es wie ein Schauder durch seinen Körper; er neigte sich über den Rand des Kahnes.

„Ich wollte, ich läge dort unten," sagte er in tiefer Bitterkeit.

Für ein Gemüth, wie das meines Bruders, war der Vorwurf am schwersten zu ertragen, daß er sich einer Sünde gegen das spanische Mädchen schuldig gemacht, das ihm so fest vertraut, ihn so heiß geliebt. Sehr, sehr viel später begriff ich, welche Gewissensqualen es gewesen, mit denen Leonor zu kämpfen hatte, seit er sich von Dolores getrennt. Als heranwachsender Knabe hatte ich dafür noch kein Verständniß; ich glaubte, daß es die Sehnsucht allein nach der Geliebten sei, die ihn so trübe stimmte.

Wir kamen in Interlaken an; ich kann nicht behaupten, daß Leonor den ersten Besuch bei seiner Braut sehr übereilte, und ich konnte es ihm eigentlich kaum verdenken. Gräfin Agnese war eine kalte blonde Schönheit mit ausdruckslosen Zügen, steif gemessenem

Wesen und wenig Herzenswärme; neben der farbenglühenden Granatblume des Südens konnte man sie mit einer weißen holländischen Tulpe vergleichen. Ich habe sie zehn Jahre später als Fürstin Trubetzkoi wiedergesehen, die nämliche kühle unbewegliche Erscheinung, die sie damals war, eine Wachsfigur ohne Leben und Athem, eine seelenlose Meerjungfrau, ohne die Anmuth Undinens. Wie ein Marmorbild stand sie auch stets ihrem Verlobten gegenüber; nie sah man sie auch nur das geringste Zeichen offener Herzlichkeit miteinander austauschen; solches wäre ja gegen allen Anstand und gute Sitte gewesen und Gräfin Agnese war unfehlbar in Allem, was das Beobachten äußerer Formen anbelangte. Sie schien auch Leonor's Zurückhaltung ganz in der Ordnung zu finden; wenigstens änderte sich nie ein Zug ihres classisch geschnittenen Gesichtes, wenn der unaufmerksame Bräutigam, statt sich an ihre Seite zu setzen, die Unterhaltung mit Andern vorzog.

Wir hatten nach mehreren kleineren Ausflügen eine größere Partie nach einer benachbarten Höhe beschlossen. — Die Eltern Agnesens, einige Freunde der Familie wollten sich daran betheiligen; Leonor hatte man das Arrangement dazu überlassen und in den mancherlei Vor-

bereitungen dazu sah ich ihn zum ersten Male wieder heiterer werden, als er es in der letzten Zeit gewesen. Gegen Abend ging er mit dem Bruder Agnesens und mehreren Bekannten noch aus, um eine Aenderung der bestellten Pferde zu veranlassen.

„Vielleicht lasse ich mich auch von Horst noch ein wenig verführen," sagte er lächelnd zu mir, „er behauptet hier eine ausgezeichnete Champagnerquelle entdeckt zu haben; warte daher nicht auf mich."

Kurze Zeit, nachdem er das Haus verlassen, trat unser Hofmeister in mein Zimmer. Herr Bergner war ein langjähriges Glied unseres Hauses, ein stiller, zurückhaltender Mann, an dessen Gleichmuth so ziemlich alle Ereignisse machtlos vorübergingen. Um so mehr erstaunte ich, als ich meinen phlegmatischen Lehrer mit allen Zeichen hoher Aufregung vor mir erscheinen sah.

„Wo ist Fürst Leonor?" fragte er hastig.

Ich berichtete, daß er ausgegangen sei und schwerlich vor Anbruch der Nacht wiederkommen werde.

„Schlimm, sehr schlimm," murmelte er, „ich möchte ihn durchaus sprechen," und auf meine Frage, was ihn denn so sehr aus der Fassung bringe, setzte er nach einigem Zögern endlich hinzu: „Ich habe eine Ent-

deckung gemacht, die mich lebhaft beunruhigt. — Das spanische Mädchen ist hier, das, nun das —" er hustete verlegen, „für welches Fürst Leonor sich zu interessiren schien."

Ich sprang entsetzt empor. „Hier?" rief ich. „Nein, lieber Herr Bergner, das ist nicht möglich; Sie müssen sich irren."

„Und doch ist es so," behauptete er, „ich habe sie am Fenster eines kleinen Gasthauses hier unten in der Straße stehen sehen; sie erkannte mich auch, denn sie verschwand sofort vom Fenster, und ich sah sie wenige Minuten darauf mit einem der Führer sprechen, die uns gestern begleiteten."

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte; mir wurde ganz unheimlich bei dem Gedanken eines Zusammentreffens Dolores' mit Leonor's Braut.

„Haben Sie eine Ahnung," fuhr Herr Bergner fort, „ob das junge Mädchen mit Wissen und Willen Ihres Bruders hier ist? Ich kann es mir nicht denken, aber wie es auch sei, ich fürchte ein Unglück."

Seine Sorge theilte sich unwillkürlich auch mir mit; ich wünschte lebhaft die Rückkehr Leonor's herbei; weshalb, war mir nicht ganz klar, denn ich wußte

nicht, ob es nicht besser sein würde, ihm die Nachricht Herrn Bergner's ganz und gar vorzuenthalten. Er kam endlich, doch nicht allein, sondern in Begleitung seines zukünftigen Schwagers Horst, der in unerträglicher Geschwätzigkeit noch mehrere Stunden bei ihm blieb und endlich gar sich auf dem Sopha häuslich niederließ, um bei uns zu übernachten. An ein vertrauliches Gespräch mit meinem Bruder war daher nicht zu denken; als der Morgen graute, mußten wir uns bereits zu der Partie rüsten, schon mit Sonnenaufgang wollten wir unterwegs sein. So früh wurde es nun allerdings nicht; Agnese namentlich ließ lange auf sich warten; endlich aber war Alles reisefertig und wir begaben uns auf den Weg. Nie seit unserer Ankunft hatte ich Leonor in so glänzender Laune gesehen; er schien sich durch Heiterkeit übertäuben zu wollen und war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten für seine Braut. Er pflückte ihr Blumen, führte bei gefahrvollen Stellen ihr Pferd sorgsam am Zügel und scherzte und lachte mit ihr, wie noch nie.

Unsre Gesellschaft bestand aus etwa fünfzehn Personen; eine gleiche Anzahl Führer und Treiber folgten in einiger Entfernung, unsre Plaids, unsre Mäntel

und einige Körbe mit Eßwaren tragend. Mitten unter ihnen schritt ein Knabe einher, dessen Gesicht unter einem breitrandigen Hute verborgen war und der sich mit einer besonders großen Zahl von Tüchern und Shawls beladen. Ich schenkte ihm nicht mehr Aufmerksamkeit, als den übrigen Führern, vielleicht wäre ich sonst nicht so blind und achtlos an ihm vorübergegangen.

Es war ein herrlicher Sommertag; der Weg, den wir nahmen, entfaltete bei jeder Biegung größere Schönheiten; die ganze Gesellschaft befand sich in der heitersten Laune, und mit dem Leichtsinn der Jugend vergaß ich, welche plötzliche Sorge gestern noch mich so sehr beunruhigt, ja, ich fand noch weniger Gelegenheit daran zu denken, da mein Hofmeister uns nicht begleitete, sondern eines heftigen Kopfschmerzes wegen zu Hause geblieben war.

Auf der Hälfte des Weges wurde eine längere Rast gemacht, um ein ausgesuchtes Frühstück zu uns zu nehmen. Leonor hob Agnese vom Pferde und führte sie zu einem erhöhten Steinsitze, über den er seinen Plaid gebreitet; — die Champagnerflaschen wurden entkorkt, man stieß auf eine fröhliche Beendigung der

Partie an. Rechts von uns erhob sich dicht über dem Abgrunde eine kleine Felsspitze, die, wie eine Nadel, scharf und klar sich von dem gegenüber liegenden Gletscher abzeichnete; eine aus einem einzigen Balken bestehende Brücke führte hinüber; das Plateau selbst betrug nur etwa fünf Fuß im Quadrat. Kein Einziger von uns hatte Lust den halsbrechenden Pfad hinanzuklimmen; nur Leonor erbot sich übermüthig dazu, von dieser Stelle aus ein Glas auf das Wohl seiner Braut leeren zu wollen. Man suchte seinen tollkühnen Vorsatz zu bekämpfen; er behauptete lachend keinen Schwindel zu kennen, und wenige Minuten nachher schritt er leicht und sicher über die geländerlose Brücke auf die Felsenspitze zu. Wir Andern schauten ihm voll Spannung nach, auch die Führer hatten sich zu einer Gruppe gesammelt und folgten mit den Blicken der schlanken Gestalt, die jetzt, als schritte sie auf dem Parquet eines Salons, das Plateau erklomm.

Wir sahen ihn auf dem schmalen Raume fast über uns stehen; er hob das Glas empor, das er in der Hand hielt.

„Auf Dein Wohl, Agnese!“ rief er hinab, das Glas an die Lippen setzend. —

Da — war es ein Schatten, der an uns vorüberflog? — Aus der Gruppe der Führer löste sich eine jugendliche Gestalt, — wie auf Windesflügeln hatte sie das Plateau erreicht, — der Hut war ihr vom Haupte gefallen, — lange schwarze Flechten rollten über ihren Nacken hinab — es war Dolores! —

„Verräther!“ rief sie gellend aus, und der wahnwitzige Schrei schien an den Felswänden rings umher wiederzuhallen. Das Glas war klirrend aus Leonor's Hand gefallen, — tödtlich erbleichend wich er zurück, — wir sahen ihn schwanken, mit den Händen in die Luft greifen, — eine Sekunde später stürzte er vor unsern Augen in den Abgrund hinab.

Was soll ich noch hinzufügen, Annina? Jahrelang nachher erst habe ich aus Dolores' eigenem Munde den Zusammenhang der entsetzlichen Katastrophe erfahren. Sie war uns in der That gefolgt; ihre Liebe zu Leonor, ihre grenzenlose Unerfahrenheit hatten sie über die Tragweite dieses Schrittes getäuscht, sie fühlte sich so sehr dem Geliebten angehörig, daß sie die Trennung von ihm nicht zu ertragen vermocht und in ihrem blinden Vertrauen meinte, durch ihr Erscheinen Leonor eben so sehr zu beglücken, wie sie selbst es durch die

Wiedervereinigung mit ihm sein würde. Mit geringen Geldmitteln ausgerüstet, war sie heimlich aus ihres Vaters Hause entflohen und hatte die weite, weite Reise aus dem Süden Spaniens bis zur Schweiz gemacht, nur um ihn wiederzusehen. Am Tage vor jenem Ausfluge war sie in Interlaken angekommen, ihr Geld war zu Ende, aber was that es, sie war ja nun bald bei ihm und alle Qual vorüber; nur eine kurze Rast in dem kleinen Gasthause, dann wollte sie zu ihm eilen. Die alte freundliche Wirthin des Hauses führte das fremde Mädchen in ihr eigenes Zimmer; Dolores stand an dem niedrigen Fenster und hatte eben die Französin nach Leonor's Wohnung fragen wollen, als sie ihn selbst die Straße herabkommen sah. Ein unterdrückter Aufschrei der Freude und des Schreckens, — an seinem Arme schritt eine blonde stolzblickende Frau, — wer konnte es sein? Mit stockendem Herzen fragte sie in ihrem gebrochenen Französisch die Wirthin, wer die Fremden seien. „Fürst Aldringen und seine Braut," war die Antwort.

Weiter hörte sie nichts mehr. Als sie unter den Bemühungen der alten Französin aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, war ihr nur Eins klar geblieben,

daß sie sich Gewißheit verschaffen müsse, ob es wahr sei, ob er sie hintergangen habe. Von der redseligen Wirthin erfuhr sie, daß in ihrem Hause einige Pferde zu der morgenden Partie bestellt seien, die Leonor veranstaltet und ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte unerkannt die Gesellschaft begleiten, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen.

Auf ihr inständiges Bitten lieh ihr die Wirthin einen Anzug ihres Sohnes; unbemerkt war sie so mit uns gegangen, Leonor hatte nicht geahnt, wie nahe ihm die sei, nach der er sich oft so leidenschaftlich sehnte, bis sie, wie aus der Erde gewachsen, im Geist der Anklage und der Rache vor ihm stand.

Ich verließ Interlaken mit den furchtbarsten Eindrücken, die jemals meine Jugend erschüttert. Den Leichnam meines Bruders fand man nach tagelangem Suchen gräßlich verstümmelt in der Tiefe auf, Dolores hatte man am zweiten Tage bereits in ein Irrenhaus gebracht; die entsetzlichen Gemüthserschütterungen der letzten Zeit bis zu dem Momente, wo sie den Geliebten in den Abgrund sinken sah, hatten sie wahnsinnig gemacht. Es vergingen sechs Jahre, bis ich wieder von ihr hörte. Der Schmerz um meines Bruders Tod,

der Wiederbeginn meiner Studien, mancherlei Familienverhältnisse hatten ihr Bild in mir verdrängt, — ich erinnerte mich ihrer erst wieder, als ich auf einer Reise durch die Schweiz die Stadt passirte, nach der man sie damals gebracht, und ging sofort nach dem Irrenhause, mich nach ihr zu erkundigen. Sie war noch dort; vor wenigen Monaten hatte man sie als geheilt in ihre Heimath zurückschicken wollen; sie hatte sich angstvoll dagegen gesträubt und nahm nun eine niedrige, dienende Stellung in dem Irrenhause selbst ein.

Ich hätte weinen können, als man mich zu ihr führte; wie hatten die wenigen Jahre dieses einst bezaubernde Geschöpf verwandelt! Aus der Rose Andalusiens war ein bleiches, vergrämtes Weib geworden, dessen geisterhaft große Augen mich fremd und traurig anstarrten. Ueber die Scene lassen Sie mich schweigen, die erfolgte, als sie mich endlich erkannte. Wie brennende Vorwürfe fiel es auf mein Gewissen, daß ich nie nach ihr gefragt, daß ich nie auch nur das Geringste gethan, um ihre Lage zu erleichtern, und daß ich sie in dieser schrecklichen Umgebung langsam hatte verschmachten lassen. Ich nahm sie sogleich mit mir, war sie doch meines Bruders Wittwe, das einzige

Weib, dem seine Liebe gehört; ich brachte sie nach München, wohin ich schon damals alljährlich zu kommen pflegte, und miethete für sie das Haus in der Theresienstraße, in dem sie nun schon seit fast sieben Jahren lebt. Die Schuld zu sühnen, die an ihr begangen worden, liegt freilich außer meiner Macht, ich kann nur dahin streben, ihr Leben erträglich zu gestalten. Sie hat nie mehr ihre volle Gesundheit, ihre volle Geisteskraft wiedererhalten, sie ist ein Schatten dessen, was sie früher war, und ihr Ziel nur noch ein kurzes. In den ersten Jahren ihres Aufenthaltes hier fragte ich sie öfters, ob sie nach ihrer Heimath zurückkehren möchte, sie verneinte stets. Sie meinte, die Stätte nicht mehr wiedersehen zu können, wo sie schuldlos und glücklich gewesen, ihres Vaters Augen nicht mehr begegnen zu dürfen, den sie so grenzenlos unglücklich gemacht. Seit einiger Zeit jedoch hat sich dies geändert; all ihr Denken und Träumen geht in der unbezwinglichen Sehnsucht nach der fernen Heimath auf. Aber es ist zu spät; im Frühjahr, meinte einer der Aerzte, die ich ihretwegen zu Rathe zog, wird sie von allen Erdenschmerzen erlöst sein. Die Heimath, Blumen und Musik ist Alles, wonach ihr Herz noch

verlangt; die Erste kann ich ihr nicht mehr geben, Blumen suche ich ihr in Fülle zu verschaffen, besonders solche, die sie an das Vaterland erinnern, ob ich ihr das Letzte jedoch noch zu bringen vermag, wonach das arme sehnende Herz beständig verlangt, das, Annina, hängt von Ihrer Güte, Ihrer Großmuth ab. Wollen Sie die Unglückliche einmal besuchen, wollen Sie ihr einige Lieder singen? Sie sprechen spanisch, Sie kennen einige andalusische Volkslieder; ich habe sie erst vor Kurzem in entzückender Weise von Ihnen gehört; bringen Sie mit Ihrem herrlichen Talente den Frühling in das einsame Krankenzimmer und denken Sie dabei, daß Sie die letzten Tage einer Sterbenden damit erhellen."

In Alinens Augen standen Thränen, als sie sich zu ihm wandte. „Ich will zu ihr gehen," sagte sie bewegt, „heute noch, wenn Sie es wünschen. Ich könnte Ihnen einen Vorwurf machen, Constantin, daß Sie mir nicht längst von dieser Armen erzählt."

Er zog ihre Hand an seine Lippen. „Meine theure, theure Annina!"

Die Worte waren leise, sehr leise gesprochen, aber sie erreichten doch das Ohr Alinens, die erschreckt von

ihm hinweg an das Fenster trat. Er machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten, er hatte in der nächsten Sekunde schon das aufflammende Gefühl beherrscht und sagte ruhig, das Gespräch fortsetzend: „Ich wagte bisher nicht, Sie um eine so große Gefälligkeit zu bitten, Annina, und hatte daher ein anderes Mittel versucht, Dolores' Sehnsucht zu befriedigen. Vor wenigen Wochen nahm ich sie mit in eine Oper, in welcher Sie sangen, leider jedoch fiel mein Versuch unglücklich aus. Ich hatte eine geschlossene Loge nahe der Bühne gewählt und nicht berücksichtigt, daß die geräuschvolle Ouverture aus solcher Nähe auf Dolores' überreiztes Nervensystem verderblich wirken müsse. Schon ehe der erste Act begann, war ich genöthigt, sie zu Hause zu bringen, und habe sie seitdem zu keiner Wiederholung zu überreden versucht."

„Nun, so wollen wir sehen, ob ein einfaches Lied nicht eine bessere Wirkung habe," sagte Aline. „Sagen Sie mir nur, wann Sie meinen Besuch dort wünschen. Soll ich Sie heute Abend vielleicht zu ihr begleiten?"

„Ich würde Ihnen dankbar sein, Sie heute Abend noch dort zu sehen, indessen nicht in meiner Begleitung, Annina. Sie hörten erst vor Kurzem, wie scharf man

zu beobachten weiß; ich wünsche nicht, daß man Sie mit mir dort ankommen sähe und werde daher vor Ihnen bei Dolores sein."

Aline zuckte verächtlich die Achseln.

„Das Urtheil Anderer ist mir von jeher unendlich gleichgültig gewesen. Ich bin erstaunt, daß Sie darauf irgend einen Werth legen."

„Nicht den geringsten, was meine Person anbelangt," entgegnete er gelassen, „doch sehr viel, was die Ihre betrifft. Ihr Ruf und Ihre Ehre sind mir theurer, als die meine; nie soll durch meine Schuld, und sei es auch durch Zufall nur, ein Flecken darauf fallen."

Um das Haus in der Theresienstraße lag tiefer Schnee; Eisblumen starrten an den Fenstern des Krankenzimmers, in dem die Blume des Südens langsam dem Tode entgegenwelkte. Ihre Pflegerin hatte die Vorhänge tief herablassen müssen; schauernd, trotz der heißen Temperatur des Gemaches, lag Dolores auf ihrem Sopha, nur mit halbem Ohr den Worten Constantin's lauschend, der seit einer Stunde bereits neben ihr saß.

Die Kranke war heute unruhiger als je; vergebens waren alle Tröstungen ihres großmüthigen Freundes, vergebens die Erinnerungen an die versprochene Reise, die doch sonst immer einen besänftigenden Einfluß auf sie zu üben pflegten. Das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt, unterbrach eine momentane Stille; Constantin zuckte leise zusammen.

„Was war das?“ fragte Dolores, sich plötzlich aufrichtend. „Wer kam soeben?“

„Es ist nichts, Dolores,“ beruhigte er, „Sie werden sich getäuscht haben.“

„Vielleicht,“ sagte sie langsam und sinnend, „ich höre mitunter Dinge, die nicht möglich, nicht wahrscheinlich sind. Gestern noch war es mir, als hörte ich die Gespielinnen unter den Orangenbäumen singen, dann wieder meines Vaters, meiner alten Wärterin Stimme. — Ob sie wohl dort in der Ferne noch meiner gedenken, des Lieblingskindes, das undankbar genug sie verließ? Ach, vielleicht sind ihre Herzen in Gram gebrochen wie das meine, und ich finde, wenn ich heimkomme, nur ihre Gräber vor.“

Sie seufzte tief und schmerzlich auf; nur mit ihren Gedanken beschäftigt, achtete sie nicht darauf, daß sich

im Nebenzimmer ein leichtes Geräusch hören ließ; ein schwirrender Ton, wie von den Saiten einer Mandoline, zitterte durch die Luft, dann begann eine fremde Hand leise, wie aus weiter Ferne, die Melodie eines spanischen Volksliedes zu spielen. Dolores hatte die Augen geschlossen und lächelte wie im Traume.

„Da ist es wieder," flüsterte sie, „das war es, was Juana und ich oft, o, so oft sangen. In dem finstern schrecklichen Hause hörte ich es um mich tönen, Niemand glaubte mir, sie sagten, ich sei wahnsinnig. Bin ich es denn noch, oder bin ich schon gestorben und endlich, endlich wieder, wohin ich nie mehr zu gelangen meine, daheim?"

Das Vorspiel in dem Nebenzimmer hatte aufgehört, eine weiche Frauenstimme sang jetzt, leise anfangs, dann aber immer voller und klarer das soeben gespielte Lied.

Dolores hörte anfangs regungslos zu; sie schien zu meinen, daß es eine Fortsetzung ihres ersten Traumes sei, aber dann plötzlich schien die Erkenntniß sie zu durchdringen, daß sie es hier mit einer Wirklichkeit zu thun habe. Sie richtete sich empor. Anfangs zweifelnd, noch mit weitgeöffneten Augen, zitternden Lippen

lauschte sie in athemloser Spannung den lange entbehrten Tönen; fast war es, als fürchte sie durch eine unvorsichtige Bewegung die holde Täuschung zu zerstören. Constantin hatte sich erhoben und war an das Fenster getreten; er war tiefbewegt.

Drinnen sang die fremde Stimme weiter; der Andalusierin dunkle Augen irrten suchend im Zimmer umher; Thränen seligen Entzückens rannen leise über ihre bleichen Wangen, sie breitete die Arme nach der Gegend aus, von der die Töne kamen, und lachend und weinend vor Freude sank sie in die Kissen des Ruhebettes zurück. Der Fürst näherte sich ihr leise; es war ihm mehrere Sekunden unmöglich, auch nur ein Wort hervorzubringen. Erst, als er die Augen der Kranken mit dem Ausdruck heißer Dankbarkeit auf sich gerichtet sah, gewann er es über sich, halb scherzend zu sagen: „Ich versprach Ihnen etwas mitzubringen, was Ihnen Freude machen würde, Dolores; darf ich sie zu Ihnen führen, die Ihnen eben durch jenes Lied so wohl gethan?“

Sie nickte Gewährung; Constantin ging in das Nebenzimmer und führte Aline herein. Dolores streckte der Sängerin beide Hände entgegen.

„Dank, Dank," stammelte sie kaum hörbar.

Aline neigte sich zu ihr. „Danken Sie mir nicht," sagte sie in spanischer Sprache voll innigster Theilnahme, „das Bewußtsein, Ihnen durch meine Lieder ein Stückchen Heimath herzaubern zu können, ist mir ein unendlich beglückender Lohn." Und die schmale Hand der Andalusierin in die ihre nehmend, setzte sie sich an ihr Lager und begann ein zweites, ein drittes Lied, bis Dolores endlich friedlich und selig lächelnd in den Kissen lag, die Hand der Künstlerin noch immer fest in die ihre geschlossen. Constantin mahnte endlich zum Aufbruch.

„Sie bedürfen der Ruhe, Dolores," sagte er freundlich ernst, „und auch unsere Nachtigall muß heimkehren. Ich hoffe indessen, sie kommen wieder, nicht wahr, Signora Annina? Sie helfen unserer Kranken ein wenig das Heimweh überwinden?"

Aline versprach es mit warmer Bereitwilligkeit. Der Fürst gab seinem im Vorzimmer harrenden Kammerdiener ein Zeichen der Künstlerin Wagen zu besorgen, dann geleitete er sie hinaus.

„Haben Sie tausend, tausend Dank, Annina," flüsterte er innig, als er sie in den Wagen hob; der

Schlag flog zu, Constantin blickte dem sich rasch entfernenden Gefährt eine Weile nach, dann sich in seinen Mantel hüllend, schritt er, von seinem Diener gefolgt, langsam die schneebedeckte Straße hinab.

Aline hielt getreulich Wort; so oft es ihre Zeit erlaubte, fuhr sie hinaus nach dem kleinen Hause in der Theresienstraße, um durch ihren Gesang, um durch manches warme und theilnehmende Wort das Dasein der unglücklichen Spanierin zu erhellen. Von Dolores wurden ihre Besuche stets mit heißer Freude begrüßt. Alles, was an Zärtlichkeit und Liebe in dem schwärmerischen Herzen der Kranken schlummerte, hatte sich Der zugewandt, die ihr mit ihren Liedern die Heimath wiederbrachte.

Constantin, der zuweilen bei seinen Besuchen mit Aline zusammentraf, bemerkte mit lebhafter Freude, wie schnell sich Dolores an die ihr fremde Künstlerin angeschlossen.

„Ist es nicht natürlich, Constantin?“ fragte die Kranke ihn, als er einst allein bei ihr war. „Kann ich anders als sie lieben, der ich den Sonnenschein meines jetzigen Lebens danke? Und können Sie darüber erstaunen, Sie, der Sie selbst sie lieben?“

Er wandte sich ab. „Wer sagt Ihnen das? Und selbst, wenn es so wäre, was würde es mir nützen?“

„Sie haben Recht,“ sagte Dolores träumerisch, „sie liebt Sie nicht. Als sie mir vorgestern das süße Liebeslied sang, waren ihre Augen in die Ferne gerichtet, während Ihre Blicke verzehrend an ihr hingen; sie sang jene Worte nicht für Sie.“

Constantin entgegnete nichts; er wußte es wohl, daß Dolores die Wahrheit sprach; in Alinens Herzen antwortete keine Stimme dem seinen, das ihr so ganz und ungetheilt gehörte; sie war ihm eine treue theilnehmende Freundin, aber seiner stets wachsenden Leidenschaft gegenüber blieb sie unbewegt und kalt. Er wußte, daß er keinen Nebenbuhler habe; in Alinens Leben war Alles klar und unverhüllt; sie nahm mit der Miene einer Königin die ihr gebotenen Huldigungen entgegen, aber sie blieb gleichgültig gegen Alle, die sie ihr darbrachten. So mußte es denn ein dunkles Räthsel ihrer Vergangenheit sein, das jedes wärmere Gefühl in ihr erstickte, und Constantin grübelte vergebens über die Lösung desselben. Aline sprach nie von ihrem früheren Leben; von Albert hatte der Fürst nur erfahren, daß sie keine Italienerin sei, und sie

hatte ihm dies selbst bestätigt, als er sie in Deutschland wiedergesehen, aber dies war auch Alles, was er von ihr wußte. Ihre Herkunft, ihre Familie, ihre eigentliche Heimath blieb für ihn in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

„Und wäre sie eines Bettlers Tochter," rief er zuweilen, aus ähnlichem Sinnen auffahrend, aus, „ich würde sie, der ganzen Welt zum Trotz, mit Stolz die Meine nennen." —

Ende Januar hatte Aline sich verpflichtet, zu einem längeren Gastspiel nach Wien zu kommen; sie reiste zum lebhaften Bedauern der zahlreichen Kunstfreunde Münchens dorthin ab, scheinbar ahnungslos, welche tiefe Lücke ihre Abwesenheit in den Herzen Derer zurücklassen würde, die sie liebten.

Die Kaiserstadt empfing die berühmte Sängerin mit glühendem Enthusiasmus; ein Sturm des Beifalls umrauschte sie, sobald sie sich auf der Bühne zeigte, und die allgemeine Begeisterung, die sie umfing, das erhebende Gefühl ihrer eigenen Künstlerschaft erfüllten Aline mit einer Art stolzen Glückes.

Es war am Abend nach ihrem letzten Auftreten; einem Triumphzuge hatte ihr Heimweg aus dem Theater

geglichen; zahllose kostbare Blumensträuße waren auf die Bühne geflogen, die begeisterte Jugend hatte der Sängerin einen Fackelzug und eine Serenade gebracht. Aline lehnte in ihrem Fauteuil, die Masse der eingegangenen Briefe flüchtig musternd und die meisten der duftenden Billets ungelesen in das Feuer werfend, bis sie plötzlich, mitten unter den vielen fremden, eine bekannte Handschrift entdeckte.

„Von Cäcilie," lächelte sie.

Vierzehn Tage zuvor hatte Rudolph Erwing der fernen Freundin seiner Frau die Geburt seines ersten Kindes angezeigt; die junge Mutter schrieb nun selbst, in entzückten Worten ihrer Wonne Ausdruck gebend.

„Was ist aller Ruhm der Welt gegen die Seligkeit, die ich jetzt empfinde?" lauteten die Schlußworte des Briefes, der eine genaue Beschreibung des wunderbaren kleinen Wesens enthielt, das in dem Vorstadthause das Licht der Welt erblickt. „Allen Lorbeer, allen Beifall, den ich jemals meiner Kunst verdankt, ich opferte sie freudig für ein Lächeln meines Kindes, ich gäbe willig alle Triumphe, die Talente uns verschaffen können, für das kleine unbewußte Geschöpf, in dem ich des geliebtesten Mannes Bild erblicke."

Aline las nicht weiter; die Hand sank in den Schooß, die das Briefblatt gehalten; sie athmete schwer und mühsam.

Die Blumen dufteten noch betäubend um sie her, Briefe und huldigende Gedichte bedeckten Tisch und Boden; aus der Ferne tönte noch der Gesang der Studirenden, die ihr die Serenade gebracht, und ihr Name schwebte heute auf Tausenden von Lippen, — aber in der Isarstadt, die sie vor kurzer Zeit verlassen, saß in diesem Augenblicke vielleicht die glückliche junge Mutter an der Wiege ihres erstgebornen Töchterchens, froh und lächelnd zu dem Gatten aufschauend, dem Manne ihrer Liebe, dem Vater ihres Kindes; — flog ein Gedanke wohl hinüber in die Ferne zu dem einsamen Weibe, das jetzt düsteren Blickes in die erlöschenden Flammen des Kamines starrte und die Worte vor sich hinmurmelte: „Was ist aller Glanz der Welt gegen das Lächeln eines geliebten Kindes, gegen das Glück, das wahre Liebe allein gewährt? O, Cäcilie, dreifach gesegnetes Weib, Du hast Recht, nicht mit mir tauschen zu wollen, — was ist all mein Ruhm und all meine Größe, — ich bin allein, — allein!“ —

Drittes Kapitel.

„Warum sind Sie nicht hier, Aline?“ schrieb Albert Normann einige Monate später an die ferne Freundin, die in London weilte. „Nie zuvor habe ich empfunden, wie unentbehrlich Sie mir geworden mit Ihrem warmen, theilnehmenden Herzen und Ihrer treuen Freundschaft, die sich doch so gern hinter scharfem Spotte verbirgt. Aber ich habe eine wahre Sehnsucht danach, diesem lieben und wohlbekannten Spottlächeln wieder einmal zu begegnen, eines Ihrer halb skeptischen, halb moquanten Worte zu hören, mit denen Sie den Phantasten, wie Sie mich so gerne nennen, stets aus seinen Träumereien weckten.

Doch Sie sind fern; Sie setzen Albions kalte Herzen in lodernde Flammen mit Ihrem herrlichen Talente und ahnen nicht, wie sehr Ihr Freund grade

jetzt Ihrer bedarf, um nicht ganz und gar im Meere goldener Träume unterzugehen. Unwillkürlich sehe ich Ihre großen dunklen Augen fragend und zweifelnd auf mich gerichtet: übt denn die kleine nordische Küstenstadt solch eine verderbliche Macht, um einen an sich schon thörichten und unpraktischen Menschen vollends zu verwirren? Keine Furcht, meine theure Freundin, ganz so schlimm ist es ja nicht, und doch habe ich, was ich nie mehr hoffte, an Wunder glauben gelernt, seit ich den Boden dieser Stadt betreten. Ja, hören und staunen Sie nur: während Sie in London neue Lorbeeren zu den schon errungenen fügen, bin ich ein einfacher Gesanglehrer geworden, aber Gesanglehrer bei dem süßesten holdseligsten Geschöpfe, das die Erde trägt, — bei — doch ich muß von Anfang an erzählen.

Zunächst darf ich Ihnen wohl sagen, was Sie uns nie glauben wollen, daß wir Sie nach Ihrer zweiten Abreise von München im Mai dieses Jahres fast noch mehr vermißten, als das erste Mal. Fürst Aldringen und ich gingen, um uns zu trösten, so oft es irgend möglich war, zu Erwings hinaus; die kleine anmuthige Hausfrau weiß so allerliebst von Ihnen zu plaudern; sie

weiß in so geschickter Weise Sie zum Hauptgespräch am Abendtische zu machen, und unser Pathchen, die kleine Aline, erinnert uns stets in angenehmster Art an Die, die ihr den eigenen Namen gab. Erwing sprach am letzten Abend vor unsrer Abreise den Wunsch aus, daß sein Töchterchen die hauptsächlichsten Eigenschaften seiner drei Pathen erhalten möge; — von Ihnen, Aline, den stolzen, hochfliegenden Sinn, von Constantin Aldringen das große gütige Herz und von mir — ein zweifelhaftes Gut — den heiteren Lebensmuth, die ideale Phantasie. Armes Kind! Das letztere Geschenk wäre eine Danaergabe; möge Dich Deine Phantasie dereinst nicht gleich dem täuschenden Irrlicht über blumige Wiesen an ungeahnte Abgründe führen, wie mich!

Von meinem Gastspiel in Pesth, womit ich die Saison beschloß, haben Ihnen wohl die Blätter berichtet: man hat mich über die Gebühr verwöhnt und ich empfand es mit einer Art Erleichterung, als ich, des beständigen Weihrauchs endlich enthoben, durch die sandigen Fluren Norddeutschlands fuhr, Gr. entgegen, wo ich einen Theil des Sommers zuzubringen gedenke. Sie wissen, was mich hierhergerufen, die

Pflicht gegen meinen treuen Freund und Berufsgenossen, unsern einst so prächtigen Baritonisten Hellmich, der nun seit Monaten schon an der Schwindsucht darniederliegt. Auch Sie, Aline, haben ja in früheren Jahren ihn schätzen und achten gelernt; er denkt Ihrer stets noch mit warmem Interesse und hat Ihre Siegeslaufbahn mit aufrichtiger Freude verfolgt. Ich traf ihn leider sehr viel kränker, als ich gefürchtet, dabei mit ernster Noth und der beständig nagenden Sorge ringend, was aus seiner Frau, was aus seinen Kindern werden würde, wenn er nicht mehr sei. Ich suche ihm über dergleichen trübe Gedanken stets hinwegzuhelfen, und nicht wahr, Aline, wie es auch kommen möge: so lange wir Beide leben, werden die Kinder Ihres und meines Freundes nicht verlassen sein!

Ich war indessen kaum acht Tage hier, als mir sehr unerwartet durch den Medicinalrath, der Hellmich behandelt, die Aufforderung zuging, in einem Wohlthätigkeitsconcerte mitzuwirken, das Gräfin de Croy in Kurzem hier zu veranstalten gedenke. Ich war einigermaßen erstaunt und entrüstet darüber; Sie wissen, daß ich niemals Anstand nehme, durch meinen Gesang ein Scherflein zu dem beizutragen, was man

in der großen Welt Wohlthätigkeit nennt, aber diese Aufforderung, nur auf die Kunde hin, daß ich in Gr. anwesend sei, von einer mir ganz fremden Frau, mißfiel mir im höchsten Grade. Ich sprach dies unumwunden dem Medicinalrath aus und fügte hinzu, daß ich zur Pflege meines Freundes, zu meiner eigenen Erholung hier sei und es daher angemessen finden würde, das an mich ergangene Gesuch abzulehnen. Damit glaubte ich die Sache abgemacht und ging am Nachmittag mit den Hellmich'schen Kindern, unbesorgt um den mir drohenden Zorn der erlauchten Wohlthäterin, in den einzigen und ziemlich bescheidenen Kaffeegarten der Stadt. Ich hatte mich jedoch noch nicht allzu lange an einem der Tische niedergelassen, als ich meinen Gönner, den Medicinalrath, auf mich zukommen sah.

„Liebster Herr Normann," sagte er hastig, „ich kann Ihnen nicht helfen; dort sitzt die Gräfin de Croy mit der ganzen haute volée; sie läßt Sie bitten, auf zwei Worte nur zu ihr an den Tisch zu kommen."

Ich folgte ziemlich mißvergnügt und nicht eben allzu eilig und ging mit dem Medicinalrath nach dem bezeichneten Tische, aber, o Aline! wer beschreibt mein

Erstaunen? Das erste Angesicht, auf das mein Blick fiel, war das meiner Waldnymphe vom Achensee, meines Feenkindes — Ellis Ringolsheim, die mitten unter den Uebrigen saß und, bei meinem Kommen bis über den Nacken erröthend, sich über ihre Arbeit beugte. Sie hier! — Mir begann zu schwindeln, ich konnte mich kaum genug fassen, um nach meiner Vorstellung bei der Gräfin de Croy (im Uebrigen bemerkt, einer hochmüthig blickenden Dame mit kalten harten Zügen) mit einiger Aufmerksamkeit den an mich gerichteten Worten zu folgen. Ich weiß nur noch, daß es sich, wie selbstverständlich, um meine Mitwirkung bei dem beabsichtigten Concerte handelte und daß ich ohne den geringsten Einwand meine Theilnahme zusagte. War sie doch hier! Sollte doch sie mich hören; ich hätte mich zu Allem, Allem verstanden um dieses Preises willen.

Ich schnitt auf dem Nachhausewege, den ich mit dem Medicinalrath gemeinsam machte, die sarkastischen Bemerkungen des Letzteren über den schnellen Sieg, den Gräfin de Croy mit wenigen huldvollen Worten über mich erfochten, durch einige, wie gleichgültig hingeworfene Fragen nach den übrigen Damen ab, und erfuhr auf

diese Weise, was ich zu wissen wünschte. Ellis lebt, seit dem vor drei Jahren erfolgten Tode ihres Vaters, mit ihrer Mutter hier; ich mußte sie also sehen, jedenfalls öfter sehen, so lange ich noch in Gr. blieb. Wie endlos mir doch die Tage bis zu dem Concerte wurden, und als ich dann in dem nicht allzu großen Saale auf dem Podium stand, als ich in der ersten Reihe der Zuhörer zwischen zwei unschönen, verjüngten Ebenbildern der Gräfin de Croy das blonde Engelsköpfchen mit den großen kindlichen Augen erblickte, das zu mir emporgewendet war, da preßte es mir mit so unaussprechlichem Jubel die Brust zusammen, daß ich meinte, keinen Ton hervorbringen zu können. Und dann sang ich den „Wanderer" und Ihr und mein Lieblingslied, Aline, Schumann's herrliches „Ich grolle nicht." Ob alle Andern mir auch zuhörten, ich sang nur für die Eine — Eine, in deren Augen ich zwei große Thränen schimmern sah, als ich geendet. O, Aline, für alle Diamanten der Welt gäbe ich diese Thränen nicht!

Nach dem Concerte zogen sich die Honoratioren der Stadt zu einem gemeinsamen Souper in einen Nebensaal zurück; ich gelangte zu der Ehre von der Veranstalterin des Concertes, Gräfin de Croy, zur

Theilnahme daran eingeladen zu werden. Wenn mich die Aussicht nicht bestochen, aus der Ferne wenigstens Ellis anblicken zu dürfen, ich hätte herzlich gerne verzichtet. Die Gräfin nahm mich jedoch in huldvollster Weise ganz und gar in Beschlag; ich argwöhnte hinter dieser großen Liebenswürdigkeit bereits ein zweites Concert, aber meine Befürchtungen sollten noch übertroffen werden.

Die Dame erkundigte sich zunächst nach der Dauer meines Aufenthaltes in Gr., nach dem Zwecke meines Hierseins, und als sie vernommen, daß ich auf unbestimmte Zeit hier zu bleiben gedächte, stellte sie nach einigen diplomatischen Wendungen die Anfrage an mich, ob ich mich dazu verstehen möchte, ihren beiden Töchtern wöchentlich einige Gesangstunden zu geben.

„Meine Töchter," fügte sie hinzu, „sind für Musik so ungewöhnlich talentirt, hier in dem kleinen Orte habe ich leider nie Jemanden finden können, der meinen sehr hohen und doch so berechtigten Ansprüchen an den Unterricht meiner Kinder genügte. Da Ihre Zeit hier fast völlig frei ist, Herr Normann, glaube ich kein zu großes Opfer von Ihnen zu verlangen, wenn ich Sie bitte, uns einige Stunden zu widmen und Ihre „magni-

fique“ (ich muß das Wort leider herſetzen, Aline, ſie brauchte es!) Art des Geſanges meinen Töchtern mitzutheilen.“

„Gott behüte mich!“ dachte ich, einen Blick in die kalten ſpitzen Geſichter der beiden Comteſſen werfend, die mir gegenüber ſaßen, „dieſe Schülerinnen wären nicht nach meinem Geſchmacke!“

Aber dann ſtieg plötzlich der beſtrickende Gedanke in mir auf, daß ich durch dieſes Opfer vielleicht Gelegenheit haben würde, Ellis hier und da zu ſehen, und ich wollte eben eine zuſagende Antwort geben, als die Gräfin, die mein Schweigen vielleicht für Zurückhaltung hielt, überredend fortfuhr: „Ich bin davon durchdrungen, daß Sie an Ihren Schülerinnen ſehr viel Freude haben werden. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie begabt meine Töchter grade für Geſang ſind und auch meine Nichte, Fräulein von Ringolsheim, hat eine, wenn auch kleine, doch ſehr wohllautende Stimme.“

Ellis Ringolsheim! Abermals ſie! Und ſie ſollte — o Entzücken! — meine Schülerin werden. Ich mußte mich bezwingen, um meine Freude zu verbergen, als ich der Gräfin erwiederte, daß ich ihren Wunſch erfüllen

wolle. Ueber die Zeit der Stunden und alles Nähere könne ich indessen erst morgen ein festes Arrangement treffen und bäte sie daher, mir zu gestatten, mich in den Vormittagsstunden bei ihr einzufinden.

Ich kam wie im Fieber nach Hause; Hellmich, den ich am andern Morgen besuchte, strebte vergebens den Grund meiner ungewöhnlichen Aufregung zu enträthseln. Als er hörte, daß ich mich verpflichtet, Gesanglehrer bei den Comtessen de Croy zu werden, wollte er seinen Ohren nicht trauen, ich hatte alle Mühe ihn zu überzeugen, daß es mir Ernst damit sei.

„Nein, so thue mir wenigstens den Gefallen," sagte er endlich, „und gieb ihnen die Stunden nicht umsonst; wenn sie Dich schon zu diesem Frohndienst überredet haben, sollen sie die Kunst nach ihrem Werthe schätzen lernen."

Ich versprach ihm Alles, um ihn zufrieden zu stellen; als ich jedoch einige Stunden später in den Salon der Gräfin geführt wurde und mich meiner zukünftigen Schülerin, Ellis, gegenüber sah, empfand ich es mit so unaussprechlicher Wonne, ihr fortan zweimal in der Woche nahe sein zu dürfen, daß ich es viel lieber der Gräfin als die höchste Gunst gedankt hätte, mich zum

Lehrer ihrer Töchter zu machen, als mich für meine Stunden noch bezahlen zu lassen.

Die Prüfung der Stimmen fand sogleich statt; die der beiden Comtessen klangen hart und kalt, wie die Besitzerinnen derselben aussahen; ich athmete auf, als Ellis endlich an das Klavier trat und mit ihrer nicht umfangreichen, aber weichen und klaren Stimme einsetzte. Die Erinnerung an unser erstes Zusammentreffen schien sie seltsam verwirrt zu machen; sie wagte nicht die Augen zu mir aufzuschlagen und kämpfte fortwährend mit heißem Erröthen, bis ihre Mutter endlich, eine Frau von äußerst gewinnendem Wesen, sie durch einige freundliche Worte zu sich brachte.

Ich zeigte mich absichtlich bei der nun folgenden Festsetzung der Stunden der Gräfin gegenüber ziemlich anspruchsvoll, in Folge dessen ich zu meiner großen Belustigung, kaum auf dem Corridor angelangt, durch die nicht festgeschlossene Thür Ohrenzeuge eines Herzensergusses der Dame wurde, der für mich durchaus nicht schmeichelhaft war.

„Unerträgliche Menschen, diese sogenannten Künstler,“ hörte ich die unmelodische Stimme sagen, und ich sah im Geiste die kalten grauen Augen unwillig aufblitzen,

„that dieser Komödiantenheld nicht grade, als erweise er uns eine Ehre, daß er für diesen horrenden Preis uns eine oder zwei seiner müßigen Stunden opfert?“

Durch die Corridorthür, die ich geräuschlos geöffnet, war soeben der Medicinalrath eingetreten und hatte die letzten Worte mit angehört. Er blickte mich fragend an, ich winkte ihm jedoch Schweigen zu, denn ich hörte Ellis' liebliche Stimme antworten: „Aber, Tante, er braucht unser Geld doch gar nicht, und von einem so berühmten Künstler, wie Herr Normann ist, kann man es doch nur als eine große Gefälligkeit ansehen, wenn er sich mit uns plagen will.“

Ich war auf die Erwiederung nicht begierig; der Medicinalrath drückte mir mit verhaltenem Lachen krampfhaft die Hand und flüsterte mir zu: „Viel Vergnügen zur ersten Stunde!“ Dann eilte ich die Treppe hinab.

Die Stunden haben seitdem begonnen; darf ich hinzufügen, mit welcher Seligkeit ich jeder einzigen entgegensehe? Abwechselnd finden sie bei der Gräfin de Croy und der Baronin Ringolsheim statt; im ersteren Falle präsidirt die Gräfin selbst dabei, an Stelle der Baronin jedoch, die sehr nervenleidend ist, beaufsichtigt

uns eine alte Kammerfrau. Unnöthige Vorsicht! Außer den nothwendigsten Worten wird in den Stunden nichts gesprochen; ich lasse mir mit anerkennenswerther Geduld die gräßlichen Mißtöne Comtesse Mally's und Comtesse Ida's gefallen und bin überreich für die Qual entschädigt, die meine beiden ersten Schülerinnen mir verursachen, wenn Ellis neben mir steht. Ich bin mit ihr scheinbar am peinlichsten, ich lasse sie diese und jene Stelle weit öfter wiederholen, als ihre Cousinen, allerdings fast nur in der egoistischen Absicht, die süße Mädchenstimme fragen zu hören: „Habe ich es so recht gemacht?"

„Du lernst wirklich entsetzlich langsam, Ellis," sagte gestern Comtesse Mally unfreundlich; offenbar dauerte ihr meine Beschäftigung mit ihr zu lange; „so oft wie Du muß Keine von uns an einer und derselben Stelle üben."

Ellis schien durch das herbe Wort gar nicht gekränkt zu sein; sie blickte mich fragend an. „Ja, Herr Normann hat aber auch sehr, sehr viel Nachsicht und Geduld mit mir," sagte sie so kindlich-demüthig, so überzeugt von ihren eigenen Mängeln, daß ich das unausstehliche Schwesternpaar am liebsten mit den Augen

erdolcht hätte für die Rücksichtslosigkeit, mit der sie dem holden Geschöpfe wehe thun konnten."

Den 17ten Juni.

„Fürchten Sie für mich, Aline? Als ich heute flüchtig die Zeilen überlas, die ich Ihnen vorgestern geschrieben, vergegenwärtigte ich mir lebhaft, welchen Eindruck sie auf Sie hervorbringen müßten, ob Sie mich schelten, ob Sie mich bemitleiden, ob Sie mich auslachen würden mit meiner thörichten Schwärmerei? — Fürchten Sie nichts, meine kluge scharfsichtige Freundin; durch Sie selbst habe ich ja das erfahren, was meine Thorheit allezeit in ihre Schranken zurückweisen muß, das beste Heilmittel dem berauschenden Zaubertranke gegenüber, den man Liebe nennt. — „Sie liebt einen Andern!" sagten Sie einst. Ich glaube es selbst. Die träumerischen Augen haben bei aller Unschuld und Reinheit zuweilen einen tiefnachdenklichen Blick, der weitab in die Ferne schweift. So spiegelt sich im Menschenauge verborgene Sehnsucht wieder! Aber nach wem? Ich frage mich vergebens, wer es sein könne, dem dieses süße, kindliche Herz gehört, wessen Bild es sei, das sich in die Träume dieses phantastischen Köpfchens verwebt? Und er, weiß er es denn, welch

ein Schatz ihm mit der Liebe dieses Mädchens gehört? Durch ihre Stimme zittert oft ein Klang, der aus der Tiefe der Seele kommt; gelten jene Lieder, die sie bei mir übt, ihm, dem Fernen, Unbekannten, den ich so oft beneiden möchte, wenn ich nur ein Recht dazu hätte? —

Mit Hellmich geht es täglich schlechter; ich bin fast immer bei ihm mit Ausnahme der beiden Stunden, die ich wöchentlich den jungen Damen zu geben habe; ich suche ihn zu trösten, ihn aufzuheitern, aber während ich sein Leiden und den Schmerz, die Sorge der Seinen mit ansehe, kann ich es nicht hindern, daß ich im innersten Herzen glücklich bin. So bleiben wir Egoisten selbst dort, wo wir unter der Eingebung des wärmsten Mitgefühls zu handeln scheinen! —

Meine Schülerinnen machen erfreuliche Fortschritte, wenn ich auch an den beiden Comtessen nichts von der hohen musikalischen Begabung gewahren kann, von der die Mutter sprach. Ellis' liebe Stimme belohnt mich jedoch für alle Opfer, die mein anspruchsvolles Gehör ihren Cousinen zu bringen hat. Niemals nach einer Stunde, die ich in ihrer Nähe verlebt, ist es mir möglich, unter fremde Menschen zu gehen; ich fahre dann

gewöhnlich nach der Insel hinüber und höre, am Strande liegend, dem Gesang der Wogen zu. Auch das ist Musik, Aline, eine gewaltige und erhabene ohne Mißklang, ohne ungelöste Harmonie. Mir ist es stets, als sei ich der Welt entrückt, wenn ich stundenlang dem Brausen und Murmeln lausche, und ich sinne dann oft den räthselhaften Worten des alten Philosophen nach, die von jeher eine geheimnißvolle Macht über mich übten: „Träume ich, daß ich lebe, oder lebe ich träumend?“ — Vielleicht, ja sehr wahrscheinlich ist es nur ein Traum, in dem ich jetzt lebe, und der in kurzer Zeit zerrinnen muß. Mag es drum sein! Und wäre es der letzte gewesen, der sonnig durch mein Leben zog, ich will ihm dankbar sein für das unaussprechliche Glück, das er mir gegeben und das mit jahrelangem Schmerz und Sehnen nicht zu theuer erkauft sein würde!“ —

Den 1. Juli.

„Heute Nacht ist unser Hellmich nach qualvollen Kämpfen gestorben; es war ein schweres, schmerzliches Scheiden, aber während ich selbst tieferschüttert Zeuge der Verzweiflung der Seinen war, die sich wieder und wieder weinend über den schon erkalteten Leichnam

warfen, erfaßte mich ein Gefühl, ich möchte fast sagen, des Neides. Zu sterben, wenn man so geliebt wird, ist gewiß ein hartes Loos, und doch erscheint es mir noch trauriger, wenn man durch sein Scheiden in keinem, keinem Herzen auf der weiten Welt eine Lücke zurückläßt. Ich dachte unwillkürlich daran, wer einst um mich so weinen würde, wie diese bleiche und vergrämte Frau, der der Verstorbene Alles war, wie diese Kinder, die die erstarrten Hände des Vaters küßten, und ich müßte meiner Frage die Antwort schuldig bleiben.

Die Eindrücke, die ich in der Nacht erhalten, beschäftigten mich begreiflicher Weise auch während der Gesangstunde, die ich am Vormittag zu geben hatte; ich war zerstreut und einsilbig.

„Herr Normann ist verstimmt," bemerkte Comtesse Ida endlich sarkastisch.

„Nein, nein, Herr Normann ist nicht verstimmt, sondern traurig," sagte Ellis, theilnehmend sich zu mir wendend. „Gewiß haben Sie heute eine Nachricht erhalten, die Ihnen Schmerz verursacht."

Ich sagte ihr in kurzen Worten, welch einen Verlust ich betraure und daß der Verstorbene mir ein be-

sonders theurer Freund gewesen. Comtesse Mally und Comtesse Ida schienen nicht recht einig mit sich, wie sie die Mittheilung aufnehmen sollten, Ellis aber reichte mir beide Hände hin und sagte warm und mitleidig: „O, wie beklage ich Sie!“ — Und wenn nun auch noch zwanzig Comtessen neben mir gestanden und mich mit ihren kalten Augen vernichtend angesehen, ich konnte nicht anders, als die kleine Hand, die in der meinen ruhte, an meine Lippen drücken und aus der Tiefe meines Herzens sagen: „Ich danke Ihnen!“ — Ich erschrak augenblicklich nachher über meine Kühnheit und auch Ellis schien außer Fassung gebracht; fast ohne zu wissen, was ich spielte, begann ich die Begleitung eines Liedes, das Comtesse Mally sang, und war zum ersten Male dankbar, als sie mich durch einige schneidende Mißtöne in die Wirklichkeit zurückführte.

Sobald das Begräbniß Hellmich's vorüber ist, könnte ich eigentlich von hier abreisen; mich hält nichts mehr in Gr. Und doch, Eins hält mich hier mit unauflöslichen Banden, — die strahlenden Kinderaugen, die mit unwiderstehlicher Gewalt mich in ihren magischen Kreis ziehen. O, diese Augen! Ich sehe sie Tag und Nacht vor mir und könnte Ihnen doch jetzt nach

Wochen des Zusammenseins noch nicht sagen, von welcher Farbe sie sind. Was thut es auch? Scheint doch für sie das schöne Dichterwort geschrieben, dessen poetische Wahrheit ich erst jetzt erkenne: „Weiß nicht, ob sie helle, ob sie dunkel sind, weiß nur, wie sie glänzen und der Glanz macht blind!“

Nein, nein, Aline, wenn ich auch mit Gewißheit eine ernste Warnung von Ihnen erwarte, — ich bleibe hier um dieser Kinderaugen willen, bis mich die Pflicht endlich weiter ruft.

Aus dem Gespräche der Cousinen entnahm ich vor Kurzem, daß Fürst Aldringen in wenigen Wochen hier erwartet wird; er befindet sich jetzt noch auf seinen Gütern in Steiermark, von wo aus er Ihnen einmal schreiben wollte. Wenn ich mit Bezug auf ihn einen Wunsch für Sie hätte, so wäre es — —

Doch nein, Sie lieben es ja nicht, wenn dieser Punkt zwischen uns berührt wird; darum nichts weiter, sondern zum Schlusse dieses endlosen Briefes, den ich meiner häßlichen Gewohnheit nach wieder um mehrere Wochen verzögert!

Von ganzem Herzen der Ihre

Albert.“

Ellis von Ringolsheim war eine jener zarten und innerlichen Mädchennaturen, bei denen die Wärme des Gefühls, der Liebesreichthum des Herzens alle anderen Eigenschaften in den Schatten stellt. Sie liebte Alles, was lebte und athmete, Alles, was sie umgab, Alles, was mit ihr in Berührung kam; von den Blumen, die sie sorgsam pflegte, von dem Kanarienvogel, der sich auf ihren Finger setzte, bis zu den kaltabweisenden Cousinen, an denen sie nimmer noch eine liebenswerthe Eigenschaft zu entdecken vermochte.

In ihrem Herzen war Alles so sonnenhell und rein, daß sie es nicht über sich gewann, an das Böse und Schlechte in der Welt zu glauben, ihr begegneten ja alle Menschen freundlich und gut; weshalb sollte es denn durchaus soviel Schlimmes und Finsteres draußen geben, wie die Cousinen immer behaupteten? — Einer liebevollen und klugen Mutter sanfte Leitung hatte dieses schöne Vertrauen in des Kindes Herzen sorglich gehütet; Baronin Ringolsheim wußte, welch einen Schatz an Glück und innerem Frieden ein junges Herz mit solchem Glauben besitze und wenn die Jahre ernster Reife gekommen, in denen die Illusionen der Jugend schwinden mußten, dann war ihres einzigen Kindes

Geschick wohl schon in die liebende Hut eines Mannes übergegangen, der ihrer würdig war. Die Mutter dachte mit Vorliebe des Planes, den ihr verstorbener Gemahl und Constantin's Vater gehegt; der Charakter ihres Neffen bot ihr genügende Bürgschaft für ihrer Tochter einstiges Glück und die darauf bezüglichen Anspielungen Seitens der Familie schien auch bei Ellis auf keinen Widerstand zu stoßen, ja, der Baronin wollte es vorkommen, als wenn Ellis des abwesenden Vetters stets mit besonderer Vorliebe gedacht habe.

Diese Annahme war nicht ganz grundlos. Constantin war der erste Mann, der der kleinen Pensionärin näher getreten; das unerfahrene Herz des Mädchens befand sich damals in jener Uebergangsperiode des Kindes zur Jungfrau, in der die Gefühle, unklar und unbestimmt, mehr der Herrschaft der Phantasie, als des Herzens gehorchen. So hatte bald eine ideale Schwärmerei für Constantin von ihr Besitz genommen, eine Schwärmerei, die Dieser kannte, jedoch in richtigem Scharfblick als das beurtheilte, was sie wirklich war, ein Ahnen dessen nur, was wahre Liebe sie später lehren mußte. Ellis selbst war längst aus diesem phantastischen Traume erwacht; sie empfand für ihren

Vetter nur noch die aufrichtigste verwandtschaftliche Zuneigung und als die Mutter ihr die Mittheilung machte, daß Constantin in Kurzem bei ihnen eintreffen werde, nahm sie die Nachricht mit ziemlicher Gelassenheit entgegen.

„Ich freue mich recht sehr, daß Du jetzt einige Fortschritte im Gesange gemacht hast," fügte die Baronin hinzu, „Constantin liebt Musik so sehr; ich hoffe, daß Du ihm schon Einiges wirst vorsingen können, nicht wahr?"

„O ja, ich denke wohl," entgegnete Ellis, „Herr Normann ist mit mir jetzt sehr zufrieden und hat mich gestern gelobt."

Sie konnte es nicht begreifen, weshalb sie bei den einfachen Worten sich so heiß erröthen fühlte; die Baronin achtete nicht darauf.

„Deine Stunden werden nun überhaupt bald eine Unterbrechung, wenn nicht gar ihr Ende erreichen," fuhr Frau von Ringolsheim fort. „Tante de Croy ist genöthigt morgen schon nach Gastein zu reisen, wo ihr Vater sehr gefährlich erkrankt ist. Sie war vorhin bei mir, um es mir mitzutheilen; Mally und Ida gehen während der Tante Abwesenheit nach Heiligendamm

Bayerische Staatsbibliothek München

zu ihrer Großmutter und ich denke, daß wir dann auch die Stunden bei Herrn Normann aufgeben, der ja, wie ich voraussetze, Gr. bald verlassen muß."

„O, Mama!"

Das helle Roth auf des Mädchens Wange war einer plötzlichen Bläße gewichen, sie blickte in jähem Schrecken ihre Mutter an, die sich eingehend mit den eben erhaltenen Briefen beschäftigte. Daran hatte sie ja noch gar nicht gedacht, daß diese Stunden aufhören könnten; ihr war es zu Muthe gewesen, als müsse dieses entzückende Lehren und Lernen in alle Ewigkeit so fortgehen, als müßte sie jeden Montag und Donnerstag um zwölf Uhr mit glühenden Wangen und pochendem Herzen in dem kleinen Eckſalon der mütterlichen Wohnung oder in dem Musikzimmer des de Croy'schen Hauses stehen, athemlos lauschend, ob nicht bald die Klingel ertöne, ob nicht bald die Thüre sich öffne, um einer wohlbekannten, imponirenden Männergestalt Eingang zu verschaffen, für die die Räume rings umher ihr stets gedrückt und klein erschienen. So sollte es gestern das letzte Mal gewesen sein? Würde Gräfin de Croy die Stunden wieder aufheben, wie sie sie eingeleitet und Baronin Ringolsheim sich nicht be-

wegen lassen, ihr wenigstens eine Fortsetzung zu gestatten?

Ellis wagte keine Bitte bei der sonst so gütigen Mama, sie wußte gar nicht, weshalb sie sich so schuldbewußt mit diesem Wunsche vorkam, sie fühlte nur, daß sie für dieses Anliegen kein einziges Wort hervorbringen könne. — Gräfin de Croy war abgereist, ebenso Mally und Ida; Baronin Ringolsheim erinnerte sich erst Tags darauf, daß Albert Normann keinerlei Benachrichtigung von der Gräfin erfahren und daher noch einmal in gewohnter Weise kommen müsse.

„Ich werde heute selbst mit Herrn Normann sprechen," sagte sie, „und ihm die Abreise Deiner Cousinen und das Aufhören Deiner eigenen Stunden mittheilen."

Ellis erhob keinen Einwand, ein bebender Schmerz durchzuckte sie; sie wandte sich zum Fenster, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen.

Es schlug endlich zwölf Uhr; die einstige Bonne der Baronin und dann ihrer Tochter saß schon längst mit ihrem Strickzeug in dem Eckzimmer, in welchem der Flügel stand; Ellis trippelte unruhig umher, vom

Klavierſeſſel zum Fenſter und wieder zurück; zuweilen ſtreifte ſie auch, eine echte Evastochter, an dem altmodiſch hohen Trumeau vorüber, der am Pfeiler ſtand, um zu ſehen, ob ihr luftiges Kleid von leichtem roſa Stoffe auch die richtigen Falten werfe; wenn es nun ſchon heute die letzte — letzte Stunde ſein ſollte, ſo wollte ſie wenigſtens hübſch ausſehen!

Albert Normann erſtaunte bei ſeinem Kommen nicht wenig, die holdeſte der Schülerinnen heute allein zu finden.

„Sie müſſen heute mit mir fürlieb nehmen," ſagte ſie, in glückſeliger Verwirrung zu ihm aufſehend, „meine Couſinen ſind geſtern abgereiſt und haben mich beauftragt, ſie bei Ihnen zu entſchuldigen."

Sie ſtockte vor dem hellen Sonnenglanz des Entzückens, der bei ihren Worten ſich in ſeinem ſchönen Antlitz ſpiegelte; halb erſchreckt flüchtete ſie an das Klavier. Nun war freilich noch der bitterſte Nachſatz zu ſagen, daß ſie die Stunden nicht mehr fortſetzen würde; weshalb nur die Mama nicht kam, ihr dieſe Mittheilung abzunehmen!

Albert hatte ſich an den Flügel geſetzt und verſuchte einige brillante Läufe über die Taſten.

„Und Sie, gnädige Baroneſſe?“ fragte er ungewiß. „Werde ich das Glück haben, Sie weiter unterrichten zu dürfen?“

Ein Schatten glitt über ihre Züge.

„Ich fürchte, nein,“ flüſterte ſie befangen, „o, ich bin ſo traurig darüber,“ — und abermals verſtummte ſie in dem Bewußtſein, ſchon zuviel geſagt zu haben.

Albert zuckte zuſammen; war es — war es denn möglich? In dem plötzlich aufſtrahlenden Lichte, das ihn durchfluthete, fand er keine Worte der Erwiederung; mit zitternder Hand legte er ein Notenheft auf das Pult vor ihm und begann die gewohnten Uebungen.

Ellis gewann ihre Unbefangenheit wieder, als ſie ihre Scalen begann; es war ſo ſüß und doch ſo eigen, endlich einmal allein mit ihm zu ſein, nicht mehr unter den ſcharf beobachtenden Augen der Couſinen, ſondern nur behütet von der alten Bonne, auf die die Muſik ſtets eine ſo merkwürdig einſchläfernde Wirkung übte. Die Solfeggien waren beendet; Albert's Hände glitten phantaſirend über die Taſten, um ſeiner Schülerin einige Erholung zu gönnen. Sie ſtand, auf das Klavier geſtützt, neben ihm und hörte den Melodieen zu, die unter ſeinen Fingern hervorſtrömten, und vielleicht

mehr noch den Worten, die er während des Spieles in halbem Tone zu ihr sprach.

Wovon? Sie wußte es kaum, aber ein heller Sommertag tauchte dabei in ihr auf, den sie vor fast zwei Jahren in den tyroler Bergen verlebt; sie sah sich selbst, ein halberwachsenes Kind, in seinen Armen über steile Bergpfade getragen, von ihm, dem unbekannten ritterlichen Helfer, dessen Bild seitdem in ihrem jungen Herzen geblieben. Sie hörte von einem längstverdorrten Strauß Haideblumen, der seit jenem Tage auf der Brust des Mannes geruht, der diese wunderbar berauschenden Worte zu ihr sprach, und sie erglühte und zitterte darunter, wie die eben erblühte junge Rose unter dem ersten Morgenstrahl.

Die Pause mußte endlich aufhören; Albert nahm ein Heft von dem neben ihm stehenden Notenpult und schlug ein Mendelsohn'sches Duett auf.

„Wollen wir es zusammen versuchen?" fragte er.

Sie nickte stumm, um dann anfangs etwas befangen, bald aber mit immer größerer Ruhe das schöne Lied zu singen:

„Ich wollt', meine Lieb' ergösse
Sich all in ein einzig Wort."

Albert dämpfte seine mächtige Stimme ein wenig, um sie den süßen klaren Tönen seiner jugendlichen Schülerin anzuschmiegen; jubelnd — mit tiefer Empfindung erklang Ellis' Stimme im zweiten Verse:

„Sie tragen zu Dir, Geliebter,
Das lieberfüllte Wort,
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort."

Sie blickte nicht mehr auf die Noten; sie blickte in die blauen flammenden Augen, die mit sprechendem Ausdruck zu ihr aufgeschlagen waren; zitternd vor Bewegung, die kleinen Hände in unsagbarer Wonne gegen die Brust gepreßt, sang sie weiter:

„Und hast Du zum nächtlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird mein Bild Dich verfolgen
Bis in den tiefsten Traum."

„Bravo, bravo," rief hinter ihnen jetzt eine wohlbekannte Stimme aus; Beide wandten sich erschrocken um; in der Thür stand neben der Baronin Fürst Constantin Aldringen, der sich jetzt nach dem Schlusse des Liedes lebhaft seiner Cousine näherte.

„Du hast gehorcht," rief Ellis unceremoniell ihm

entgegen, widerstrebend ihre Hand in die seine legend, die er zum Gruße ihr entgegenstreckte.

„Gewiß, meine kleine Cousine, habe ich zwei Verse hindurch mit Andacht gehorcht," lachte der Fürst, „und mit großer Freude bemerkt, welche wunderbaren Fortschritte Du bei Deinem jetzigen Lehrer gemacht. — Grüß' Gott, lieber Normann, auf die Ueberraschung war ich allerdings nicht vorbereitet, unseren ersten Heldentenor als Gesanglehrer meiner Cousine wiederzufinden."

„Constantin ist vor einer halben Stunde angekommen," wandte sich die Baronin jetzt an ihre Tochter, Albert's ehrfurchtsvolle Verbeugung freundlich erwiedernd, „und das hat mich gehindert, heute bei Deiner Stunde gegenwärtig zu sein und Herrn Normann für die große Gefälligkeit zu danken, mit der er sich Eurem Unterricht gewidmet."

„Sie wollen die Stunden wieder aufgeben, gnädige Tante?" fragte Constantin erstaunt. „Weshalb denn? Ellis hat ja prächtige Fortschritte in dieser kurzen Zeit gemacht, und da Sie, lieber Normann, wohl noch nicht beabsichtigen, Gr. in kürzester Zeit zu verlassen —"

„Ich gedenke noch einige Zeit hier zu bleiben," sagte Albert, „Durchlaucht erinnern sich, daß mich eine sehr ernste Pflicht gegen einen Verstorbenen hierhergerufen, die ich erst dann ganz erfüllt zu haben meine, wenn ich seiner Familie Zukunft einigermaßen gesichert."

„Nun, dann um so mehr," meinte der Fürst, „Ihre Zeit erlaubt es sicherlich, die Stunden fortzusetzen, und Ellis selbst wird es Freude machen, sich noch ein wenig im Gesange zu vervollkommnen. Nicht wahr, gnädige Tante?"

„Wenn Du meinst, lieber Neffe," erwiederte die Baronin nachgiebig, „ich für meine Person habe nichts dagegen und stelle an Herrn Normann nur die Bitte, meine Tochter in diesen Einzelstunden nicht zu sehr anzustrengen."

„Das soll gewiß nicht geschehen, gnädigste Frau," versicherte Albert, mit einem flüchtigen Blick in Ellis' strahlendes Gesicht, die ihrem Vetter sein Belauschen gern verzieh um seiner erwünschten Fürsprache willen.

„O, Constantin, ich bin Dir so dankbar," sagte sie aus tiefstem Herzen, als sie eine halbe Stunde später

mit ihm in dem kleinen Garten hinter dem Hause auf und ab ging.

„Wofür, Kleine?“ fragte er lächelnd. „Weil ich Deine Gesangstunden gerettet? Armes Kind, ich weiß ja, daß Du außerdem hier so wenig Zerstreuung hast.“

„Ach, es war aber auch gar zu hübsch von Dir, so im erwünschtesten Moment zu kommen,“ fuhr sie glückselig fort, „ich hatte schon rechte Angst, daß Mama mir die Stunden nicht mehr erlauben würde.“

„So, wirklich?“ fragte er etwas überrascht; das auffällige Entzücken seiner Cousine schien ihm, was den Gegenstand anbelangte, nicht ganz gerechtfertigt zu sein. „Ist Normann ein so angenehmer Lehrer?“ fügte er neckend hinzu.

„Ja, nein, — ach ich weiß es nicht,“ antwortete sie verwirrt und entfloh ihm, um weiteren Fragen zu entgehen.

Constantin Aldringen beabsichtigte mehrere Wochen in Gr. sich aufzuhalten. Ein zahlreicher Verwandtenkreis, den er in der Umgegend hatte, stellte in jedem Jahre die Ansprüche eines längeren Besuches an ihn und er folgte den an ihn ergangenen Aufforderungen

mit derselben liebenswürdigen Artigkeit, mit der er sich jeder andern Pflicht unterzog, die Stand und Erziehung an ihn stellten.

Mehr um seines Vaters Wünschen zu genügen, der die Annäherung an die Familie seiner Schwester wünschte, als aus Herzensdrang, war das Ringolsheim'sche Haus dasjenige, welches er am meisten besuchte, und seiner Cousine frische Natürlichkeit ließ ihm die dort verlebten Stunden immerhin noch angenehmer erscheinen, als die geselligen Freuden auf den Gütern seiner übrigen Verwandten, die man seinetwegen veranstaltete. Sehr freudig hatte es ihn überrascht, den ihm befreundeten Künstler noch hier zu treffen, mit dem ihn noch ein anderes gemeinsames Interesse verband, — die Erinnerung an Aline.

Albert kannte des Fürsten Neigung für die hochbegabte Sängerin; Constantin machte ihm gegenüber kein Geheimniß mehr daraus, und Normann, der den Charakter des fürstlichen Freundes sehr hoch schätzte, wünschte ihm aus warmem Herzen, daß diese Liebe nicht immer so hoffnungslos bleiben möge, wie es bisher den Anschein hatte.

Aber Constantin hatte sich von ihr getrennt, ohne

daß es auch nur zu der geringsten Entscheidung gekommen wäre.

„Ich weiß, daß sie mich nicht liebt," sagte er zu Albert Normann, als dieser Gegenstand einst zwischen ihnen berührt wurde, „aber ich weiß auch, daß es ihr wehe thun würde, mich zurückzuweisen. So will ich ihr denn diesen Schmerz ersparen und darauf hoffen, daß sie es einst noch lernen möge, mich zu lieben."

„Daß dieser Zeitpunkt bald, recht bald eintreten möge, Durchlaucht, ist mein inniger Wunsch," sagte Albert herzlich. „Sie schätzt Sie hoch, davon bin ich auf das Tiefste überzeugt, und wenn ihr Herz Ihnen gegenüber noch nicht zu warmem Leben erwachte, so ist dies wohl in einer trüben Erfahrung ihrer eigenen Vergangenheit zu suchen. Ich weiß darüber nichts Genaues, nur Eins konnte ich aus einer Aeußerung der Frau Erwing entnehmen: daß Verhältnisse sehr trauriger Art sie bewogen zur Bühne zu gehen. Hoffen wir denn, Durchlaucht, daß Ihre Liebe diese trüben Schatten überwinden und ihrem Herzen einen neuen Frühling erwecken möge."

Constantin schüttelte das Haupt; würde jemals, jemals diese Zeit für ihn kommen?. Er war ihr wäh=

rend des vergangenen Winters näher als je zuvor getreten, ohne für die Erreichung seines Zieles auch nur die leiseste Hoffnung schöpfen zu können. Ein Gefühl inniger Hochachtung war es namentlich gewesen, das Aline für ihn empfand, seit sie seine Beziehungen zu Dolores kannte. Sie hatte im Stillen oft die Geduld bewundert, mit der er die sehnenden Klagen, die irren Phantasieen der Kranken zu beschwichtigen wußte, deren Zustand sich täglich verschlimmerte, und sie hatte in den letzten Monaten, so oft es ihre Zeit erlaubte, den Platz am Lager der Andalusierin eingenommen, um den Freund in seinem schwierigen Amte zu unterstützen. Empfand sie doch für das Geschick der armen getäuschten Fremden ein so tiefes Mitleid, daß ihr die Opfer, die sie ihr damit brachte, geringe erschienen, und die leidenschaftliche Freude der kranken Spanierin, sobald sie dem Ruhebette derselben sich nahte, sobald die ersten Laute ihrer Stimme erklungen, hatten sie oft bis in das tiefste Herz erschüttert.

Mit dem Nahen des Frühlings aber war es in dem Zimmer der Kranken stiller und stiller geworden, keine Sehnsuchtsklagen nach der Heimath mehr, keine Erinnerungen an die begrabene Liebe; der verirrte

Vogel regte seine Schwingen jetzt kaum fühlbar noch, lächelnd wie ein Kind lag Dolores in den Kissen, einer welken Blume gleich, die des Windhauches harrt, der sie vom Stamme lösen wird.

Und lächelnd wie ein Kind, friedlich wie ein Kind war sie eines Abends unter den Klängen ihres Lieblingsliedes eingeschlummert; Aline saß zu den Füßen ihres Lagers, leise die sanftklagenden Töne singend, während Constantin die Hände der Sterbenden in den seinen hielt.

Die Baronin von Ringolsheim, sowie die übrigen Verwandten, die Constantin's Erlebnisse während des letzten Winters nicht kannten, erstaunten oft, ihn so viel ernster und gereifter zu finden, als je zuvor.

„Fürst Aldringen ist trotz seiner Jugend so gesetzt, daß man vermuthen könnte, er trage sich mit sehr gewichtigen Plänen," bemerkte Gräfin Neuhaus einst zu der Baronin, auf das Gerücht einer Verlobung mit Ellis anspielend.

Frau von Ringolsheim zuckte unmuthig die Achseln; wenn sie auch eine Verbindung Constantin's mit ihrer Tochter wünschte, lag ihr doch nichts ferner, als ein derartiges Ereigniß für gewiß zu halten. Ellis und

Constantin verkehrten freilich auch noch zu unbefangen, um zu solchen Voraussetzungen Anlaß zu geben, und schienen sich um alle Familienconventionen nicht zu kümmern.

„Du könntest mir einen rechten Gefallen thun, Constantin," sagte Ellis eines Tages zu ihrem Vetter, als sie mit ihm in der Geisblattlaube des Gartens saß und statt jeder anderen Beschäftigung ein buntes Garnknäuel so hin und her rollte, daß es alle Augenblicke auf den Boden fiel.

Constantin hob es soeben zum vierten Male auf. „Ich bin gespannt," bemerkte er, als Ellis nicht sogleich fortfuhr, „eben so gespannt auf Dein Anliegen, wie darauf, wann meine fleißige Cousine dieses Garnknäuel zu irgend einer wunderbaren Arbeit verwerthet haben wird."

„Kommt Zeit, kommt Rath," entgegnete Ellis gelassen, „was ich indessen lebhaft von Dir wünsche, ist, daß Du Mama bestimmen möchtest, doch endlich einmal mit mir einen Winter in einer größeren Stadt zu verleben, — nun etwa, in München oder in Stuttgart oder in Berlin."

Das Garnknäuel rollte schon wieder vor den Füßen

Constantin's umher; er hob es auf, indem er mit einigem Erstaunen sagte: „Was sind denn das für sonderbare Ideen, Ellis? Seit wann hast Du den Wunsch eines Carnevals in der Residenz?"

„Ich — ich bin noch nie im Winter aus Gr. hinausgekommen," sagte sie verwirrt, „und es wäre so hübsch — ich könnte in einer großen Stadt auch noch Manches lernen, — Stunden nehmen —"

„Gesangstunden etwa?" neckte er, als sie plötzlich stockte.

Das Garnknäuel machte diesmal einen verzweifelten Satz aus der Laube hinaus auf ein buntblühendes Levkoyenbeet. Der Fürst erhob sich, um es zum sechsten Male zu holen, als er es jedoch seiner Eigenthümerin zurückstellte, sagte er scherzhaft drohend: „Ich verspreche Dir Alles, Kleine, wenn Du mir dafür versprichst, dieses abscheuliche Garnknäuel bis heute Abend zu einem Paar Pulswärmer für mich verarbeitet zu haben, die ich zwar nicht tragen, mir aber in einem besonderen Schrein zur Erinnerung an meine heute bewiesene Nachsicht mit Dir aufheben werde."

Ellis legte den Ruhestörer in ihr Arbeitskörbchen und sagte, freudig zu ihm aufblickend:

„Also wirklich, wirst Du es thun? O, Constantin, es wäre zu reizend.“

Er willigte lächelnd ein und brachte noch an demselben Abend sein Versprechen zur Ausführung. Seltsamerweise stieß er bei seiner Tante auf geringeren Widerstand, als er erwartet.

„Ich habe es Ellis wegen schon öfters gewünscht, für einige Zeit den kleinstädtischen Verhältnissen hier zu entgehen,“ sagte sie, „nur war ich über die Wahl eines Winteraufenthaltes noch nicht entschieden. Berlin ist mir zu geräuschvoll und eine Saison dort auch zu kostbar, in Dresden habe ich keine Beziehungen, München —“

„Ueberall hin,“ dachte Constantin, „nur nicht nach München, wo ich in diesem Winter jedenfalls wieder mit Aline zusammenzutreffen hoffe,“ und der Gedanke war ihm recht lästig, durch verwandtschaftliche Rücksichten vielleicht in seinem Verkehr mit der Künstlerin gehindert zu sein.

„Ich würde unter allen Umständen Ihnen anrathen, gnädige Tante,“ sagte er laut, „Stuttgart zu Ihrem Aufenthalte zu wählen. Man lebt dort nach allen Richtungen hin angenehm; die Beziehungen zum Hofe

eröffnet ihnen Onkel Johann, und ich selbst habe dann die Freude, Sie dort sehen zu können, da ich in diesem Winter einige Zeit dort zuzubringen gedenke. — Hoffentlich wirkt das," setzte er im Stillen hinzu, „wenn sie nur München aus dem Spiele lassen!"

Die Baronin ließ sich bestimmen; Constantin erbot sich bereitwillig, die erforderlichen Schritte einer passenden Wohnung wegen zu thun, und die Sache war bis auf Weiteres erledigt.

Es war ein besonders strahlendes Lächeln, mit dem Ellis am folgenden Tage ihren Lehrer zu der gewohnten Stunde empfing; es schien, als habe sie ihm etwas sehr Erfreuendes mitzutheilen. Albert blickte sie mehrmals erstaunt an; die Uebungen und Lieder nahmen ihren Anfang; in einer Pause zwischen denselben sprach Albert davon, daß er in einigen Wochen, seinen eingegangenen Verpflichtungen gemäß, in Petersburg sein müsse.

„Und für den Winter?" fragte Ellis gespannt.

„Im Winter denke ich in Süddeutschland zu sein," war die Antwort.

Ellis schwieg; sie hätte ihm so gern von der Absicht ihrer Mutter erzählt, ebenfalls die Saison in

Süddeutschland zu verleben und scheute doch vor der Mittheilung zurück.

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“ begann der Sänger endlich, als er vergebens auf eine Erwiederung gewartet. „Sie werden hier im hohen Norden bleiben und den kurzen Sommer bald vergessen, in welchem ich das Glück hatte, Ihr Lehrer zu sein?“

„Nein, denken Sie nur,“ stammelte sie in süßester Befangenheit, „auf meines Vetters Zureden hat Mama sich entschlossen, diesen Winter mit mir in Stuttgart zu verleben.“

Sie erhob erst jetzt die Augen zu ihm und Beide erbebten in leisem Schrecken.

So schauen verirrte Kinder einander an, die ahnungslos die geheimnißvolle Grenze überschritten und sich nun plötzlich im Zaubergarten der Fee Lusinghiane finden.

Es waren seltsam gefährliche Stunden, die nun folgten; berauschend süß, zauberisch schön und doch so voll niegeahnter heißer Bangigkeit. Baronin Ringolsheim war um diese Zeit gewöhnlich bei der Toilette, die alte Erzieherin schlief gleich nach den ersten Tönen den festesten Schlaf, der nur irgend denkbar; es war,

als wenn Albert mit seiner holden Schülerin völlig allein sei, und es bedurfte seiner ganzen Willensstärke, um in dem berückenden Zauber dieser süßen Einsamkeit sich nicht selbst zu verlieren.

O, und wie schwer ihm Ellis selbst seine Zurückhaltung machte! Die zarten Kinderhände schienen ein grausames Vergnügen daran zu finden, ihren Gefangenen in immer engere Fesseln zu legen. Welch ein Strahlen und Aufleuchten in dem lieblichen Antlitz, wenn er zu ihr sprach, welche anmuthige Schelmerei in dem Lächeln, mit dem sie zu ihm aufschaute, welch unbewußter Verrath ihrer eigenen Gefühle in dem naiven Wortgetändel über die Notenblätter hinweg, die sie in den Händen hielt.

Ob sie niemals daran dachte, welch eine Kluft ihn von ihr trennte? fragte sich Albert oft, und ein tiefer Schmerz durchzuckte ihn, wenn er sich vorstellte, wie sie, schnell genug darüber zur Besinnung gekommen, dieser ihrer Neigung sich vielleicht gar schämen werde.

Aber eine derartige Regung lag Ellis' idealer Auffassung sehr fern; für sie gab es keine Standesunterschiede nach den Gesetzen allgemeiner Weltanschauung, der Instinkt ihres zart und rein empfindenden Herzens

hatte sie unbewußt die Wahrheit des schönen Wortes gelehrt, das einst ein edelsinniger Herrscher sprach: „Das Genie nimmt seinen Rang neben den Königen ein.“

So lebte sie sich tiefer und tiefer in ihren glückseligen Liebestraum, ohne Zweifel, ohne Sorge, selbst ohne einen flüchtigen Gedanken an die Zukunft, die ja nun auch wieder hell und rosig vor ihr lag, da sie in nicht zu ferner Zeit den Geliebten wieder sehen sollte. — Aber die Hoffnung auf dieses Wiedersehen konnte ihr doch über den Schmerz nicht hinweghelfen, den ihr für jetzt das Scheiden von ihm verursachte, und als nun in Wahrheit die letzte Stunde kam, die er ihr zu ertheilen hatte, als sie wußte, daß er an dem nämlichen Abend Gr. verlassen müsse, um seinen Verpflichtungen in Petersburg nachzukommen, war ihr das Herz ungewöhnlich schwer und bedrückt.

Constantin war wenige Tage zuvor ebenfalls abgereist, um auf seine väterlichen Besitzungen in Steiermark zurückzukehren. Ellis verabschiedete sich diesmal mit warmer Herzlichkeit von ihm; es hatte sie so tief beglückt, daß ihr fürstlicher Verwandter in so offener Weise seine Werthschätzung des ihm befreundeten

Sängers an den Tag legte, daß er seine Gesellschaft aufsuchte, so oft es eben anging und an manche ihm zu Theil gewordene Einladung die Bedingung knüpfte, daß Albert Normann mit ihm eingeladen würde.

In den Verwandtenkreisen fand man diese Vorliebe Constantin's doch zuweilen etwas „shocking"; indessen die Aldringens hatten von jeher eine merkwürdige „Passion" für die Komödiantenwelt gehabt; man erinnerte sich der gemischten Cirkel, die Fürst Anton, Constantin's Großvater, in Wien um sich zu sammeln pflegte, und fand sich in die immerhin absurde Neigung seines Enkels.

Herzlich, wie unter guten Freunden, war auch der Abschied, den Constantin von dem Künstler nahm.

„Auf Wiedersehen in kürzester Zeit, darf ich wohl sagen," sprach der Fürst, „zunächst in Stuttgart, wohin wir Beide im Spätherbst kommen werden, und dann im lieben alten München, wo uns hoffentlich ein eben so frohes Zusammensein beschieden sein wird, wie im vorigen Jahre. Sie Glücklicher, sehen freilich den Stern, der mich dorthin zieht, früher wieder als ich. Sagen Sie ihr, — nein, nein, sagen Sie ihr nichts, denn ich würde das nicht in Worte zu fassen

vermögen, was ich für sie auf dem Herzen habe. — Wann reisen Sie ab?"

„In acht Tagen, Durchlaucht; ich muß am Zwanzigsten des Monats in Petersburg sein."

„Und so harren Sie bis zum letzten Momente aus? Doch nicht etwa, um der Kleinen dort drüben ihre Gesangstunden zu geben?" — Der Fürst erhob scherzend den Finger: „Nehmen Sie sich in Acht, lieber Normann, und fangen Sie nicht Feuer an den gefährlichen Nixenaugen meiner reizenden Cousine. Ich hätte ihr doch nicht den Gefallen thun und harmloser Weise ihre Stunden befürworten sollen."

Albert war geneigt, dem Fürsten Recht zu geben, als er jetzt zum letzten Male in das Zimmer trat, in dem Ellis, seine geliebte holdselige Schülerin, ihn erwartete. Sollte die heutige Stunde den Schlußstein alles Dessen bilden, was ihn so namenlos beseligt hatte? Zum ersten Male drohte die frische Lebensfreudigkeit ihn zu verlassen, die seinem Wesen so identisch war; es war ein Blick unaussprechlicher Trauer, mit dem er ihr Bild jetzt in sich schloß.

Schweigend nahmen Beide ihre Plätze am Klavier ein; Ellis' Stimme hatte heute einen bedeckten Klang,

es zitterten verhaltene Thränen darin. Aber dennoch mußte sie sich bekämpfen; ihre alte Duenna schlief heute unglücklicherweise nicht, ein heftiger Zahnschmerz hielt die Arme wach, sehr zum Verdruß ihrer Schutzbefohlenen und Albert's, die sich heute grade so viel zu sagen hatten. Der Sänger hatte sich sonst in ähnlichen Momenten stets mit der italienischen Sprache geholfen, die Ellis von der Pension her sehr geläufig sprach, und auch heute kehrte er zu dem fremden Idiom zurück, das Beiden ganz besonders theuer geworden, seit sie darin eine geheime Freimaurerei gegen ihre Hüterin erfunden.

Anfangs waren es gleichgültige Dinge, die zwischen Beiden besprochen wurden, während Albert wie gewöhnlich in stürmischen Phantasieen sich auf dem Flügel erging; er erzählte ihr, daß er in einigen Tagen Annina Blandini, Ellis' noch immer unvergessene Freundin, in Petersburg zu sehen hoffe, und fragte, ob er Grüße für sie von ihr mitnehmen dürfe.

„Ja, grüßen Sie sie tausend-, tausendmal," sagte Ellis warm, „ach wenn ich doch sie nur einmal sehen und hören dürfte!"

„Vielleicht kann ich sie überreden, einmal in Stutt-

gart zu gastiren, so lange Sie dort sind," entgegnete er.

„Mit Ihnen zusammen, o, das wäre herrlich," jauchzte sie.

Er blickte sie eigenthümlich fragend an. „Würde es Ihnen Freude machen, mich auf der Bühne zu sehen?"

Sie preßte beide Hände zusammen. „O, unaussprechliche Freude!"

Er machte eine unwillkürliche Bewegung zu ihr hin, aber die Gegenwart der Erzieherin, die mit ihren Nadeln klappernd ihnen gegenüber saß, wies ihn in die gewohnten Schranken zurück.

Auch Ellis blickte zu ihr hinüber; wie lästig war doch grade heute die Anwesenheit ihrer sonst so herzlich geliebten Hüterin.

„Liebes Fräulein Börner," begann sie endlich mit möglichster Ruhe, „möchten Sie nicht so freundlich sein, mir das Heft der schwedischen Volkslieder zu holen, das drüben in meinem Zimmer auf dem Notenständer liegt? Es muß eins der ersten sein, Sie können gar nicht fehlen."

Und die kleine Heuchlerin legte die runden rosigen

Arme fest auf das genannte Heft, das vor ihr auf dem Klavier lag, und wußte, daß die gewissenhafte Bonne erst sorglich all die zahlreichen Noten durchstöbern werde, ehe sie mit der Botschaft zurückkäme, daß das gewünschte Heft nicht zu finden sei.

Albert hätte zu jeder anderen Zeit über die kleine List seiner reizenden Schülerin gelächelt, heute konnte er es nicht. Als die Thür sich hinter der Duenna geschlossen, nahm er die kleinen Hände, die zuerst einen schwachen Fluchtversuch machten, dann jedoch widerstandslos sich von den seinen gefangen halten ließen, und bedeckte sie mit Küssen.

„Sie sagen, daß Sie sich freuen werden, mich wiederzusehen," sagte er in tiefer Bewegung, „und ich danke Ihnen für dieses Wort. Aber haben Sie jemals daran gedacht, wie anders unser Verhältniß zu einander sich gestalten wird, wenn das Geschick in diesem Winter uns noch einmal zusammenführt? Wenn wir uns wiedersehen, wird es unter fremden Menschen sein, deren Gegenwart allein schon eine unübersteigliche Schranke zwischen uns bildet; dort bin ich nicht mehr Ihr Lehrer, Sie nicht mehr meine Schülerin, dort sehen Sie mich als das, was ich in Wahrheit bin:

einen Komödianten, einen Bühnensänger wieder, dem der Kreis, der Sie umgiebt, ein- für allemal verschlossen ist. Werden Sie mir dann ein freundliches Gedenken bewahren, werden Sie sich zuweilen der Stunden erinnern, die wir mit einander verlebt?"

Ellis' Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. „Fürchten Sie nicht von mir, daß das, was Sie eine Schranke nennen, je von Einfluß auf mich sein kann," sagte sie fest, „wann und wo wir uns auch wiedersehen, Sie werden stets derselbe für mich sein, der Sie mir jetzt gewesen."

Er drückte einen Augenblick seine Stirn auf ihre Hände; dann erhob er sich. „So leben Sie denn wohl, meine liebe, geliebte Schülerin," sprach er mit unterdrückter Stimme, „ich kürze selbst die Zeit, die mir noch vergönnt wäre, bei Ihnen zuzubringen, aber es ist besser für Sie und für mich, wenn wir jetzt scheiden. Haben Sie innigen, innigen Dank für das unaussprechliche Glück, das diese Stunden mir gewährt, und möge der Himmel Sie allezeit in seinen Schutz nehmen."

Sie hielt noch immer seine Hände umklammert, die zärtlichen Kinderaugen suchten flehend die seinen.

„Werden Sie auch ganz — ganz gewiß nach Stuttgart kommen?“ fragte sie voll zagender Bangigkeit.

„Ellis!!“ — Es war auch für seine Willenskraft zu viel. — Nie mehr im späteren Leben konnte Ellis sich erinnern, was in den nächstfolgenden Minuten geschehen sei. Sie kam erst wieder zu sich, als sie sich wenige Minuten später allein im Zimmer befand. Sie saß auf dem Platze am Flügel, den er kurz zuvor eingenommen, ihre Thränen fielen auf die Tasten nieder und undeutlich nur entsann sie sich, daß er sie in seinen Armen gehalten und — war es nur möglich? — hatte er sie wirklich geküßt?

Seligkeit, Schmerz und Sehnsucht mischten sich in die Thränen, die jetzt unaufhaltsam durch die schlanken Finger strömten; sie fühlte, daß diese Stunde voll Lust und Qual einen entscheidenden Abschnitt in ihrem Leben bezeichnete: — das sorglos heitere Kind war zur Jungfrau erwacht.

Viertes Kapitel.

Fürst Johann Aldringen, ein stattlicher Sechziger mit schneeweißem Haar und klugen geistvollen Zügen, schritt nachdenkend in seinem Arbeitszimmer auf und nieder, nur hier und da ein Wort an seinen Neffen richtend, der, in einen Fauteuil gelehnt, am Tische saß und zerstreut die Augen über eine Liste gleiten ließ, die der Oheim wenige Minuten zuvor neben die hellleuchtende Astrallampe gelegt. Seine feinen und liebenswürdigen Züge trugen den Ausdruck leichter Verstimmung, und er fuhr sich zuweilen mit der frauenhaft zarten Hand durch das dunkelbraune Lockenhaar, was bei ihm stets ein Zeichen höchster innerer Ungeduld war.

„Ich weiß nicht, was Dich angefochten hat, Constantin," nahm jetzt der ältere Fürst den Faden des Gespräches wieder auf. „Dein Vater und ich waren

bei unserm letzten Zusammensein fest überzeugt, daß Du vollkommen mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen einverstanden seiest, und jetzt, da der Zeitpunkt gekommen wäre, da es mir eine wahre Herzensberuhigung gewähren würde, Ellis', meiner einzigen Schwester einzigen Kindes, Geschick gesichert zu sehen, thust Du stets, als ginge Dich die Sache nichts an."

„Mein theurer Onkel," entgegnete Constantin sehr ehrbietig, aber auch sehr fest; „man hat mich bei der zwischen Euch stattfindenden Conferenz so wenig gefragt, daß ich mein Stimmrecht jetzt gern nachholen möchte, und dieses empört sich gegen den Zwang jeder Familienbestimmung; ich habe an meines Bruders Schicksal gesehen, wohin diese führen."

Fürst Johann summte leise eine Melodie zwischen den Zähnen; er gestand sich ein, daß er seinem Neffen auf dieses Argument nichts zu erwiedern wisse.

„Du weißt so gut wie ich," fuhr er fort, „daß Niemand Dich zu einer Heirath mit Ellis zwingen wird; aber wissen möchte ich, was Du mit einem Male an ihr auszusetzen hast? Sie ist zu meiner eigenen Ueberraschung zu einem reizenden Mädchen aufgeblüht; in all unsern Cirkeln, selbst bei den Hoffesten hat ihre

Erscheinung Aufsehen erregt; ich glaube, es ist eine Marotte von Dir, daß Du nicht der allgemeinen Ansicht bist."

„Mißverstehen Sie mich nicht, verehrter Oheim," fiel Constantin rasch ein, „ich unterschätze keinen einzigen der vielen liebenswürdigen Vorzüge meiner Cousine, aber um ihr Gatte zu werden, müßte ich mehr als das empfinden."

„So sagen alle jungen Brauseköpfe," bemerkte der ältere Fürst, „namentlich, wenn sie über Kopf und Kragen in eine Andere verliebt sind, was wohl auch Dein geheimster Grund sein wird. Nun, sei es drum; ich muß gestehen, es war ein Lieblingswunsch von mir. Schwester Ellinor hat fast gar kein Vermögen, für uns jüngere Söhne und die Töchter unsres Hauses war von jeher schlecht gesorgt und ihre Heirath mit dem blutarmen Ringolsheim hat ihre Lage auch nicht zu einer glänzenden gemacht. Stirbt ihre Mutter, so fällt Ellis irgend einer verwandten Familie zu; armes Kind, es ist kein beneidenswerthes Loos!"

„Aber sollten sich für ein Mädchen, wie Ellis, nicht andere zahlreiche Bewerber finden?" wandte Constantin ein. „Sie sagten selbst, daß sie ungemein gefiele."

„Courmacher, ja; Anbeter in Menge, aber keine Freier für ein vermögensloses Mädchen, von dem man sich sagen kann, daß sie nicht ohne Ansprüche erzogen und das obendrein die Enkelin, die Nichte eines Fürstenhauses ist. — Da ist zum Beispiel der impertinente Amerikaner Stonefield, der sie überall mit seinen Aufmerksamkeiten verfolgt und sich einbildet, weil er ein Millionär ist, wäre für ihn eine Baronesse Ringolsheim grade gut genug. Nein, dem wollen wir denn doch einen Riegel vorschieben, und hoffentlich findet sich noch ein Anderer, wenn Du durchaus nicht willst."

Constantin schwieg und beschäftigte sich von Neuem mit der vor ihm liegenden Liste.

„Sieh sie Dir einmal genau an," sprach sein Oheim, auf das Papier deutend, „und sage mir, ob ich Jemand vergessen oder Jemand streichen soll."

Der junge Mann überflog prüfend die notirten Namen.

„Stonefield? Also doch?" wandte er sich fragend an seinen Verwandten.

Dieser zuckte die Achseln. „Ich kann nicht anders," sagte er unmuthig; „von oben her ist mir der Wink zugegangen, den angeblichen Millionär zu protegiren.

Wer weiß, ob es der Mühe lohnt; in sein Portefeuille hat ja bis jetzt noch Niemand geblickt, eben so wenig über die Urwälder hinweg, hinter welchen seine ungeheuren Besitzungen liegen sollen."

Constantin las weiter. „Die Künstlerwelt ist schwach vertreten," bemerkte er.

„Zu meinem eigenen Verdrusse," antwortete Fürst Johann, „aber sage mir selbst, wen soll ich einladen? Unsere Primadonna hat seit einiger Zeit einen so schlechten Ruf, daß ich sie wirklich nicht in unsre Kreise bringen kann, die wenigen Andern sind keine Sterne erster Größe; ja, wäre unsre herrliche Blandini hier, — es wäre etwas Anderes."

Constantin beugte sich in plötzlichem Eifer tief über die Liste der Eingeladenen.

„Gestatten Sie mir, den Namen eines mir persönlich befreundeten Künstlers hier einzufügen, lieber Onkel," sagte er, „Normann wird übermorgen hier eintreffen und nicht ermangeln, Ihnen sofort seine Aufwartung zu machen."

„Normann?" rief der Fürst erfreut. „Ah, das ist endlich einmal eine günstige Aussicht für unsre

Oper. Ja, den prächtigen Nibelungenhelden laden wir gleich mit ein; das ist ein Künstler ganz nach meinem Sinn."

Constantin notirte den Namen und verabschiedete sich bald darauf, um den Abend im Theater zuzubringen. —

Ellis Ringolsheim hatte die kurzen Wochen ihres Aufenthaltes in der süddeutschen Residenz in einer fast ununterbrochenen Reihenfolge von Festlichkeiten zugebracht und ihr froher heiterer Sinn hatte daran lebhafte Freude gefunden. Jetzt aber erschienen ihr die Tage doch ungewöhnlich lang, die Bälle und Abendgesellschaften nicht mehr so reizvoll als zu Anfang, und sie wünschte oft den trägen Stunden Flügel, die bis zu dem einen oft ersehnten Tage verfließen mußten. Albert Normann's Ankunft hatte sich immer noch verzögert; vergebens spähte Ellis in den Spalten der Zeitungen täglich, ob denn immer, immer noch keine Zeile von dem Erscheinen des erwarteten Künstlers berichte, — umsonst. Er war fern von ihr; ob er ihrer wohl so sehnsuchtsvoll gedachte, wie sie seiner? fragte sie sich oft.

Mit stillem Seufzen ließ sie sich an einem der langen

Winterabende, an welchem sie sich besonders lebhaft in die schönen vergangenen Sommertage zurückversetzt, zu einem größeren Abendfeste bei ihrem Onkel, dem Fürsten Johann, ankleiden. Ihr Verwandter war nie verheirathet gewesen, ihre Mutter sollte bei dem Bruder die Honneurs des Hauses machen, und die Damen trafen daher etwas früher als die übrigen Gäste in den festlich geschmückten Räumen ein.

Einer der zuerst Erscheinenden war zu Ellis' großem Mißvergnügen der Amerikaner, Mr. Stonefield, der sich ihr sogleich näherte und mit ziemlicher Ungenirtheit längere Zeit hindurch den Platz an ihrer Seite behauptete. Mr. Stonefield war ein hagerer, großer Mann von vielleicht fünfunddreißig Jahren, mit scharfen stechenden Augen und ziemlich verlebten Zügen, die ihn älter erscheinen ließen, als er wirklich war. Der ungeheure Aufwand, den er seit seiner Ankunft in Stuttgart gern zur Schau trug, ließ ihn bald eine bekannte Persönlichkeit werden und sicherte ihm in den Kreisen, die er besuchte, eine Art von Bedeutung.

Ellis empfand gegen den glatten und gewandten Ausländer fast augenblicklich eine instinktive Abneigung, die sich noch steigerte, als er begann, sie zum Gegen-

stande seiner Huldigungen zu machen. Mit geheimer Verzweiflung ergab sie sich auch heute darein, ihn beständig in ihrer Nähe haben zu müssen, als plötzlich aus der Menge der versammelten Gäste ihr Vetter auf sie zutrat.

„Sie verzeihen, Mr. Stonefield," sagte er, seiner Cousine den Arm bietend, „ich möchte Baronesse Ellis einer älteren Freundin unsrer Familie vorstellen; in wenigen Minuten werden wir unsere Pflicht erfüllt haben und ich bringe Baronesse Ellis dann zurück."

Er führte sie durch die Mitte des Saales in eins der Nebenzimmer.

„O, Constantin, das war so hübsch von Dir," flüsterte Ellis ihm zu, „zu wem willst Du mich bringen?"

„Zu Niemand, Kleine," lachte der Fürst, „Deine stille Duldermiene dauerte mich, und da ich den Millionär eben so wenig leiden kann, wie Du, ersah ich mir den günstigen Zeitpunkt, Dich zu entführen. Doch, Cousinchen, was giebst Du mir, wenn ich Dir nun eine noch hübschere Ueberraschung bereite?" setzte er scherzend hinzu.

„Welche, Constantin?" fragte sie mit dankbarem

Lächeln. „Ich weiß, wenn Du Dir etwas für mich ausdenkst, ist es immer etwas Angenehmes.“

„Leben die Gesangstunden des vorigen Sommers noch in Deinem Flatterköpfchen?“ fragte er, ihr schalkhaft in die Augen blickend, „sieh einmal dorthin.“

Er konnte den Eindruck seiner Mittheilung nicht beobachten; eine lebhafte Bewegung im Hauptsaale kündete soeben an, daß man das Erscheinen des Hofes erwarte; Constantin eilte an die Seite seines Oheims, Aller Augen wandten sich wie unwillkürlich dem Eingange des Saales zu.

Nur Ellis war wie festgebannt auf ihrem Platze stehen geblieben. Und wenn alle Herrscher des gesammten Europas in diesem Augenblicke vor sie hingetreten, sie hätte nichts weiter gesehen, als die eine hochgewachsene Gestalt dort drüben, die fast um Haupteslänge alle übrigen Anwesenden überragte. Aus dem Nebensaale ertönten jetzt die Klänge einer rauschenden Polonaise; Ellis hörte nichts davon; sie vernahm nur, daß zwei Minuten später eine wohlbekannte theure Stimme ihr ein leises Wort des Grußes zuflüsterte, und ihre Augen sanken in die seinen, die in sprachloser Wonne auf ihr ruhten.

Die Musik war verstummt; die königlichen Gäste mischten sich in liebenswürdiger Weise unter die Menge der Uebrigen, mit Vielen von ihnen einige freundliche Worte wechselnd; auf fast jedem Angesicht las man die gespannte Erwartung: „werde ich der Glückliche sein?“ und dann versteckten Mißmuth, wenn diese Hoffnung getäuscht wurde. Ellis hatte sich in eine entfernte Fensterecke zurückgezogen und lauschte verklärten Angesichts den Worten Albert's, der neben ihr stand; was lag ihr jetzt an der schimmernden lächelnden Welt, die sie umgab, da sie ihn wieder in ihrer Nähe wußte?

Er erzählte ihr, wie ihn Verpflichtungen der verschiedensten Art bisher fern gehalten, er brachte ihr Grüße von Annina Blandini; es war ein Gespräch, das alle Anwesenden eben so gut hätten mit anhören können, und doch lag eine tiefe, unendlich süße Bedeutung in den halbgeflüsterten Worten. Da plötzlich — mitten in einem begonnenen Satze unterbrach er sich, — seine Augen richteten sich auf einen entfernten Gegenstand im Saale; — er war todtenbleich geworden.

„Was ist Ihnen — um Gotteswillen?“ fragte Ellis erschreckt.

Er hatte sich schon wieder gefaßt. „Wer ist der

Herr dort drüben an der Säule, der mit der Dame in grünem Atlas spricht?“ war seine Entgegnung. „Er sieht jetzt grade herüber.“

Ellis' Augen folgten der bezeichneten Richtung. „Das ist ein Amerikaner, Mr. Stonefield,“ antwortete sie, „er hält sich erst seit Kurzem hier auf und steht in dem Rufe eines Millionärs.“

Ein hohnvoller Ausdruck zeigte sich bei ihren Worten in des Künstlers Gesicht; er wich zurück, als habe er auf eine Schlange getreten, als der Amerikaner sich wenige Minuten darauf Ellis von Neuem näherte. Stonefield's und seine Blicke trafen sich einen Moment und aus Beiden schien ein tödtlicher Haß zu sprechen; dann wandte Albert Normann sich schweigend ab und trat unter die übrigen Gäste zurück.

In dem Empfangszimmer der hübschen kleinen Villa, die die Baronin von Ringolsheim für die Dauer ihres Aufenthaltes inne hatte, stand wenige Tage nachher Ellis ungeduldig am Fenster, auf das Erscheinen einer ihrer Cousinen wartend, die sie heute in die Oper mitnehmen wollte. Ihre Mama litt seit einiger Zeit

an heftigstem nervösen Kopfschmerz, hatte aber dennoch ihrer Tochter nicht den Wunsch versagen mögen, heute der Aufführung der Oper „Lohengrin" beizuwohnen.

So hatte sie denn das Anerbieten einer entfernten Nichte, der Gräfin Wesdehlen, angenommen, Ellis unter ihren Schutz zu nehmen und in ihrem Wagen hin- und zurückzugeleiten.

Ellis befand sich in dem Fieber unruhigster Erwartung; — er — er sollte heute die Titelrolle singen; sie würde ihn heute sehen, in all dem Glanze seiner Künstlergröße, und ihr Herz schlug hoch in freudigster Erregung bei diesem Gedanken. O, wie lange auch nur Natalie blieb! Wenn sie nun gar einen Theil der herrlichen Oper versäumten, unerträglich! Ellis fühlte sich ganz unglücklich bei der bloßen Möglichkeit einer solchen Verzögerung.

Aber ihre Furcht erwies sich als grundlos. Gräfin Natalie kam, wiewohl nicht übermäßig früh, dennoch zur rechten Zeit, und selbst die Ouvertüre hatte noch nicht begonnen, als sie mit ihrer Schutzbefohlenen ihre Plätze einnahm. Die Loge, in der die beiden Damen saßen, befand sich in unmittelbarer Nähe der Bühne und war durch eine Seitenwand von der nächstliegenden

getrennt, hohe Bühnenschirme schützten außerdem die Darinsitzenden vor dem blendenden Lampenlichte und den Blicken aus dem Zuschauerraume; um sich dem vollen Genusse der Musik hinzugeben, konnte man sich kein lauschigeres Versteck denken.

Ellis hatte sich sogleich in die verborgenste Ecke der Loge zurückgezogen und erwartete in athemloser Spannung das Aufgehen des Vorhanges; ihre kleinen Hände bewegten krampfhaft den Perlmutterfächer hin und her, mit dem sie ihr glühendes Gesicht kühlte. Gräfin Wesdehlen's Gesicht dagegen trug sehr bald nach ihrem Eintreten einen mißvergnügten und gelangweilten Ausdruck. Sie war eine jener Frauen, die die Höhe ihres Vergnügens stets nur nach den ihnen gebrachten Huldigungen ermessen, und unglücklicherweise fand sich heute keiner der gewohnten Verehrer, um ihre sichtlich verstimmte Laune zu erheitern. Sie achtete daher auch weder auf die vor ihr sich entwickelnde Handlung, noch auf die neben ihr sitzende Cousine, die mit namenlosem Entzücken den Vorgängen auf der Bühne folgte.

Ja, das war Er, der Held der alten schönen Sage, der jetzt soeben, von dem Schwane geleitet, auf den

Fluthen dahergeschifft kam, — glückselige Elsa, der ein solcher Retter erschienen! — Bei den ersten Tönen der klangvollen Stimme, die das geräumige Haus erfüllte, hätte Ellis vor Wonne aufschluchzen mögen. Die Gegenwart der Cousine brachte sie wieder zu sich.

„Fragt sie ihn, Natalie? Fragt sie nach seinem Namen?“ flüsterte sie ihr zu, als der Vorhang gefallen.

„Wen? Weshalb?“ war die zerstreute Antwort.

„Ich meine, ob Elsa ihr Versprechen bricht?“

„Ach, Kind, das ist ja gleichgültig,“ meinte Natalie verdrießlich, „nein, was ist dieser Lohengrin für eine langweilige Oper!“

Ellis begriff sie nicht; sie lebte wie im Traume; alle Märchenphantasie ihrer Kinderzeit schien hier verkörpert, Wahrheit werden zu sollen, und hoch über all ihren Träumen schwebte er, der ritterliche Held, der Geliebte, der unvergleichliche Künstler, den sie heute wie nie zuvor bewunderte.

Nach dem Schlusse des zweiten Actes erhob sich Natalie plötzlich.

„Ich habe unerträgliche Kopfschmerzen,“ sagte sie, „und denke, daß mein Wagen da sein wird. Wir wollen nach Hause fahren.“

Ellis blickte sie entsetzt an. „Jetzt fortgehen? Vor dem dritten Acte? Unmöglich!“ rief sie angstvoll aus.

„So sei doch nicht so kindisch; wenn Du ihn heute versäumst, nun, so siehst Du ihn ein andermal; ich bleibe auf keinen Fall.“

„Aber, Natalie, ich habe mich wochen-, monatelang schon darauf gefreut,“ sagte Ellis fast weinend, „und der dritte Act soll der schönste sein; nein, nein, ich möchte ihn gar zu gerne hören.“

„Nun, ich meine, so kannst Du es wenigstens von mir nicht verlangen, mit meinen Kopfschmerzen um Deinetwillen hier auszuharren,“ meinte Natalie gereizt.

Ellis erhob sich plötzlich mit ziemlicher Entschlossenheit. „Gut, so fahre nach Hause, ich bleibe hier.“

„Allein? Was fällt Dir ein?“ rief Natalie mißbilligend. „Deine Mama hat Dich meiner Obhut anvertraut; was würde sie sagen, wenn ich Dich hier allein im Theater ließe?“

„Mama würde nicht wollen, daß ich um einen so großen Genuß käme,“ beharrte Ellis trotzig, „schicke mir Deinen Wagen oder Deinen Diener zurück, so werde ich ungefährdet nach Hause kommen.“

Gräfin Wesdehlen würde durchaus nicht darauf

bestanden haben, den Genuß ihrer Cousine abzukürzen, wenn sich nur ein Einziger ihrer sonstigen Verehrer in ihrer Loge hätte blicken lassen; allein der Gedanke, den ganzen Opernabend ohne die gewohnte Zerstreuung der Zwischenacte zuzubringen, war ihrer Selbstsucht unerträglich.

„Du bist entsetzlich eigensinnig," zürnte sie, zu Ellis gewendet, „so bleibe denn, wenn Du willst, aber mache mir wenigstens keinen Vorwurf, wenn Dir nachher etwas Unangenehmes widerfährt."

„Sei unbesorgt," entgegnete Ellis froh, ihren Zweck erreicht zu haben, „ich habe nicht die geringste Furcht."

Natalie öffnete bereits die Logenthür.

„Vergiß den Wagen nicht," rief Ellis ihr noch nach, aber sie hörte schon nicht mehr; die Thür fiel zu; Ellis blieb allein.

Das erste Gefühl, das sich ihrer nach der Entfernung ihrer Cousine bemächtigte, war das einer unendlichen Erleichterung. Jetzt erst konnte sie, von jedem lästigen Blicke befreit, sich ganz und gar dem Entzücken hingeben, das ihr das herrliche Werk verursachte.

Das süße Liebesgespräch zwischen Elsa und Lohen-

grin begann, Ellis wagte kaum zu athmen in der Wonne, in der ihr junges Herz erzitterte. — Ob er sie wohl bemerkt hatte? Sie sah seine Blicke sich mehrmals auf die Loge richten, in der sie saß, — einmal war es ihr, als ob er statt seiner Gemahlin Namen ihren eigenen ausgesprochen, und waren die schönen, begeisterten Worte: „Dich sah mein Aug', mein Herz begriff Dich da", nicht ganz und gar für sie gesungen?

Ellis befand sich in fieberischer Aufregung; jeder Nerv in ihr erbebte in niegekannter Spannung, all ihre Seelenkräfte wandten sich unwiderstehlich dem einen Punkte zu. — Des Schwanenritters Abschiedslied war verklungen, der Name war genannt, der den holden Zauber brach, — die verzweifelnde Gattin streckte sehnend die Arme nach dem sich langsam Entfernenden aus — und Ellis besann sich unter ihren leidenschaftlichen Thränen endlich darauf, daß die Oper nun zu Ende und sie nach Hause zurückkehren müsse. Hastig erhob sie sich und gelangte mit dem Strome der Andern zur Garderobe, wo sie sich in möglichster Eile in Mantel und Schleier hüllte und dann nach dem Ausgange strebte, wo ohne Zweifel der Diener ihrer Cousine sie erwartete.

Aber ach! Ihre Unbekanntschaft mit den verschiedenen Ausgängen mußte sie wohl den rechten Platz haben verfehlen lassen; vergebens spähte sie im Vestibul nach der wohlbekannten Livree, — der Diener war nicht zu entdecken. Aber dann mußte doch wenigstens der Wagen da sein, dachte Ellis, und trat durch eine Seitenpforte hinaus in das Freie, aufmerksam die Reihe der harrenden Wagen musternd. Wie, wenn Natalie es nun doch vergessen und in ihrem Unmuth Ellis diese kleine Verlegenheit hätte bereiten wollen?

Das junge Mädchen jedoch kannte keine Furcht; sie war so oft ganz allein in unbekannten Wäldern umhergestreift, ohne den Gedanken einer Gefahr zu fassen, sie meinte in der großen fremden Stadt sich ebenso helfen zu können, und eine Droschke fand sich zuletzt doch jedenfalls, um sie sicher nach Hause zu bringen. Nur erst über die Straße hinüber, auf der jetzt zahlreiche Equipagen hin- und herrollten, die ihre Besitzer aus dem Theater abgeholt. Ellis machte einige Schritte an dem Gebäude entlang, um einen sichern Uebergang zu gewinnen, und wartete dann, neben einer Laterne stehend, auf den geeigneten Moment, der ihr gestatten würde, die Straße zu kreuzen. Unweit von

ihr befand sich ein anderer Eingang zu dem Theater, der gewöhnlich von den Künstlern und Künstlerinnen benutzt wurde; auch dort wurde es jetzt lebhaft, — verhüllte Gestalten schlüpften heraus und in bereitstehende Droschken, — doch jetzt plötzlich erschien eine hohe Männergestalt in der offenen Pforte, erschreckt zuckte Ellis zusammen, das Licht der Laterne fiel grade auf ihr Angesicht, und ehe sie sich noch abwenden oder entfliehen konnte, stand Albert Normann an ihrer Seite.

„Ellis, gnädiges Fräulein," sagte er überrascht — „Sie hier? Und ganz allein?"

„Mein Wagen ist nicht gekommen," stammelte sie fassungslos, „ich wartete vergebens darauf und wollte soeben allein nach Hause gehen."

„Allein? Zu dieser Stunde? Das ist doch nicht möglich," entgegnete er. „Gestatten Sie mir, Sie unter meinen Schutz zu nehmen?" setzte er leiser hinzu.

Sie nickte nur; was hätte sie antworten sollen? Er mußte ja wissen, daß sie sich unter keines Menschen Schutz so sicher und geborgen fühle, als unter dem seinen; in der nächsten Minute hatte er ihren Arm durch den seinen gezogen und war mit ihr in eine der Seitenstraßen eingelenkt.

„Darf ich Sie nun zunächst bitten, mir Ihre Wohnung zu nennen?“ fragte er, als er sie aus dem Gedränge der Wagen geführt und nun einen langsameren Schritt einschlug.

Sie nannte eine dem Theater ziemlich entfernte Straße, die außerhalb des Thores lag.

„Und muß ich, um Sie hinzugeleiten, den allerallernächsten Weg einschlagen?“ sagte er, sich zu ihr hinabneigend.

Sie lachte schelmisch und glückselig zugleich. „Das muß ich wohl Ihrer besseren Ortskenntniß überlassen; ich kenne hier nur wenige Hauptstraßen.“

Er drückte leise ihren Arm an seine Brust. „Sie waren heute in der Oper,“ begann er nach einer kleinen Pause wieder. „Darf ich Sie fragen, ob Sie mit mir zufrieden gewesen?“

Sie blickte strahlend zu ihm auf. „O, über alle Maßen! Könnte ich es Ihnen sagen, wie sehr Sie mich entzückt.“

Es lag etwas so Naives, Selbstverständliches in ihrer Bewunderung für ihn, daß sie sich nicht einmal Mühe gab, ihm ihr Gefühl zu verbergen. Auch ein stärkerer Mann wäre dem Zauber erlegen, der sich in dieser

halb kindlichen Liebe barg, — Albert dachte nicht mehr an das, was Vernunft und Erfahrung ihm in ruhigeren Stunden tausendmal zugeflüstert; er fühlte nur, daß er unaussprechlich glücklich sei.

Sie waren jetzt in die weniger belebten Straßen gekommen, die in die an Gärten und Villen reichen Vorstädte führten; ein dichtes Schneegestöber hatte seit Kurzem begonnen und ließ alle Gegenstände rings umher nur undeutlich und dunkel erkennen. Albert blieb einen Augenblick stehen und hüllte Ellis dichter in den Schleier, den sie um ihr Haupt geschlungen.

„Ich mache mir einen Vorwurf, Sie in diesem schlechten Wetter den weiten Weg zu Fuße zurücklegen zu lassen," sagte er, den Schleier mit nicht allzu großer Eile in die nöthigen Falten legend, „ich hätte Ihnen einen Wagen besorgen sollen."

„Aengstigen Sie sich nicht um mich," lachte Ellis muthwillig, „ich bin ein Kind des Nordens und an ganz andere Schneestürme gewöhnt. Ich finde das Wetter heute schöner, als am hellsten Maitag."

„Mein theures Kind!"

Er neigte sich über sie und küßte sie. Sie schmiegte sich innig an ihn und ließ sich dann von ihm weiter

führen. Wenn das Herz übervoll ist, bedarf es keiner Worte; Ellis und Albert sprachen nicht von dem, was sie erfüllte; sie empfanden Beide, daß kein Wort der Erklärung mehr ihnen zu sagen brauchte, was sie längst schon wußten. Sie sprachen von gleichgültigen Dingen, von vergangenen Tagen, von Musik, von Poesie, aber Erinnerung und Hoffnung schlangen sich wie ein goldenes Band durch dieses flüchtige Geplauder und liehen ihm einen seltsam fremdartigen Reiz.

Ellis bemerkte endlich mit Schrecken, daß sie sich schon in der allerdings ziemlich ausgedehnten Straße befänden, die zu ihrer mütterlichen Wohnung führte.

„Wann sehen wir uns wieder?“ fragte sie dringend, als sie jetzt langsam unter den hohen, tiefverschneiten Bäumen dahinschritten, die zu beiden Seiten der Straße lange Alleen bildeten.

Er seufzte leise. „Ich weiß es nicht; es ist nicht wahrscheinlich, daß uns ein glückseliger Zufall abermals ein Zusammensein wie dieses verschaffen würde; ich muß mich damit begnügen, Sie nur aus der Ferne sehen zu dürfen.“

Sie wollte eben antworten, als sie sich plötzlich erschreckt umwandte.

„Albert, es folgt uns Jemand," flüsterte sie ihm zu.

Er blickte sich ebenfalls um; das Schneegestöber war dichter geworden, die Gaslaternen leuchteten trübe und zweifelhaft durch die wie in einen Schleier gehüllte Atmosphäre, aber kein lebendes Wesen war außer ihnen in der menschenleeren Straße zu sehen.

„Haben Sie keine Furcht, meine theure Ellis," beruhigte er, „ich kann durchaus nichts entdecken, Sie müssen sich getäuscht haben."

Sie ließ sich gern von ihm überzeugen. „Ich bin thöricht und schreckhaft geworden," lächelte sie, „das macht der eigentlich streng zu tadelnde Abendspaziergang mit Ihnen. Albert, bitte, bitte, versprechen Sie mir, daß wir uns wiedersehen, daß Sie Mama und mich aufsuchen werden."

„Darf ich das, in der Erinnerung daran, einst Ihr Lehrer gewesen zu sein?" fragte er innig. „Wie gerne würde ich es thun! Und doch, theures geliebtes Kind, — wohin soll es führen?"

Ellis antwortete nicht sogleich.

„Warum diese garstige Frage, Albert?" sagte sie endlich vorwurfsvoll. „Ist es nicht genug, daß wir uns sehen und daß wir glücklich sind? — O, ich habe

noch ganz andere weitreichendere Pläne! Mich macht es stets so froh und dankbar, daß Constantin Sie so gern hat. Nun, ich werde ihn tüchtig quälen, daß er uns einmal ein kleines Diner giebt, und dazu muß er natürlicherweise Sie einladen. Und Onkel Johann wird Sie gewiß einmal an einem der Abende bei sich sehen wollen, an welchem er Künstler, Dichter und Gelehrte um sich zu versammeln pflegt. O, ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie noch oft, recht oft zu sehen!"

„Dank Ihnen, Sie süßes liebes Herz, für diese beglückende Aussicht. Aber ehe wir scheiden, noch eine Bitte an Sie, Ellis. Ich bemerkte neulich in der Gesellschaft bei dem Fürsten, Ihrem Onkel, daß sich Ihnen ein Mann ganz besonders zu nähern sucht, vor dem ich Sie warnen möchte. Es ist Stonefield, der angebliche Millionär, der sich hier in alle Kreise eingeführt, die auf Rang und Reichthum Anspruch machen können."

„O, Albert, seinetwegen seien Sie außer Sorge, ich kann ihn gar nicht leiden und bin ihm dankbar, wenn er mir nicht nahe kommt."

„Dann warnte Sie ihr junges reines Herz bereits vor ihm, danken Sie Ihrem guten Engel dafür! Er

ist ein böser, ein schlechter Mensch, vor dem ich Sie vor allen Andern bewahren möchte. Es sei fern von mir, Ihr süßes Kindergemüth mit der Erzählung dessen zu vergiften, was ich durch diesen Mann erfahren, es genüge Ihnen zu wissen, daß er mir die schwerste Beleidigung zugefügt, welcher ein Mann dem Mannegegenüber fähig ist."

„Ich wünsche auch nichts weiter zu wissen," sagte Ellis einfach, „er hat Sie beleidigt, Grund genug für mich, daß er mir von ganzem Herzen verhaßt ist."

Sie waren an der Villa der Baronin angelangt; Ellis legte die Hand an die Glocke; ehe sie sie jedoch zog, blickte sie noch einmal zu ihrem Begleiter auf, der mit ihr unter dem tiefen Thorbogen stand.

„Ehe ich klingele, versprechen Sie mir, uns bald, bald zu besuchen."

„Nun denn, ich verspreche es."

„Aber werden Sie es auch halten?" fragte sie neckend. „Albert, welche Garantie geben Sie mir dafür?"

„Keine andere, als die meiner Liebe, Sie theures, liebes Kind," flüsterte er leidenschaftlich, sie an sich ziehend.

Ellis schien die Bürgschaft genügend, welche die

heißen Küsse ihr gaben, die er auf ihr glühendes Antlitz drückte, wenigstens erhob sie keinen Zweifel mehr; zitternd riß sie sich endlich los, um die Glocke zu ziehen, die Thür öffnete sich geräuschlos, — sie schlüpfte in das Haus. — „Wie geht es Mama?“ fragte sie die alte Kammerfrau, die ihr auf der Treppe entgegenkam, und ein Gefühl drückenden Schuldbewußtseins beschlich zum ersten Male an diesem Abend ihr Herz.

„Frau Baronin haben sich vor zwei Stunden bereits zu Bette begeben,“ berichtete die Kammerfrau; „die Migraine war wieder ungewöhnlich stark.“

Ellis athmete auf; so wurde sie doch wenigstens nicht gefragt, auf welche Weise sie nach Hause gekommen und warum ihre Heimkehr sich so sehr verspätet. Glückselig eilte sie auf ihr Zimmer, um die Erlebnisse des heutigen Tages in ihre Träume hinüberzunehmen.

Albert Normann war, nachdem Ellis ihn verlassen, langsam auf die Straße zurückgekehrt und schritt durch einen Seitenweg des Parkes nach der Stadt zurück. Er bemerkte nicht, daß von einem Baume, dem Ringolsheim'schen Hause gegenüber, jetzt eine dunkle Gestalt sich vorsichtig ablöste und ihm in einiger Entfernung folgte. Hätte er einen Blick in das Gesicht des Mannes

geworfen, der, in seinen Mantel gehüllt, jetzt hinter ihm schritt, er würde die Züge seines Todfeindes erkannt haben.

In dem besuchtesten Kaffeehause der Residenz saßen eine Anzahl jüngerer Männer um den großen runden Ecktisch, der meist von denselben Gästen benutzt wurde, und besprachen lebhaft kürzlich stattgehabte Tagesereignisse, als Albert Normann in das Zimmer trat. Er hatte, um einen heftigen Kopfschmerz zu vertreiben, der ihn seit einigen Tagen heimsuchte, einen längeren Spazierritt gemacht und kam, seiner Gewohnheit gemäß, unter den ihn erwartenden Bekannten in der erwähnten Conditorei seinen Nachmittagskaffee einzunehmen. Zu seiner unangenehmsten Ueberraschung erblickte er unter den ihn lebhaft begrüßenden Freunden den ihm verhaßten Amerikaner Mr. Stonefield, der, wie es schien, bereits sehr bekannt mit den Uebrigen, ihn mit großer Unbefangenheit anschaute. Albert gab sich Mühe ihn zu ignoriren, es gelang ihm jedoch schlecht; der Fremde suchte mehrmals eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen und ließ sich durch die offene Kälte des Künstlers durchaus nicht abschrecken. Den übrigen Gästen mußte das

seltsame Benehmen Beider schließlich auffallen; man begann sich fragende Blicke zuzuwerfen, untereinander zu flüstern.

Mr. Stonefield bemerkte es; mit plötzlichem Entschlusse erhob er sich und trat auf Albert zu.

„Auf ein Wort, Herr Normann," sagte er, auf die Thür des Nebenzimmers deutend, das in diesem Augenblicke völlig leer war.

Der Sänger warf ihm einen Blick spöttischer Ueberraschung zu; dann folgte er der Aufforderung des Fremden und begab sich mit ihm in das anstoßende Gemach.

Der Amerikaner schloß die Thür, die nach dem ersten Zimmer führte, und ließ den dunkelblauen Vorhang herab, der sie verhüllte; dann trat er vor den Sänger hin, der ruhig, die Arme über der Brust gekreuzt, in der Mitte des Raumes stand. Beide Männer sahen sich einige Sekunden fest in die Augen.

„Steinert!" sprach Albert Normann endlich im Tone tiefster Verachtung.

Mr. Stonefield strich sich mit großer Ruhe über den wohlgepflegten Backenbart. „Dein Gedächtniß hat nichts von seiner Vortrefflichkeit eingebüßt," sagte

er sarkastisch, „ich konnte Dir leider die unangenehme Ueberraschung nicht ersparen, die für mich kaum größer sein konnte, als ich in dem berühmten Heldentenor meinen ehemaligen Chef und Compagnon wiederfand."

Albert machte eine ungeduldige Bewegung. „Genug davon! Sage mir gefälligst in kurzen Worten, was Du von mir willst."

„Dein Schweigen!"

„Es ist ein eigenthümliches Verlangen von Dir, an mich Bedingungen stellen zu wollen. Nun denn, es sei: ich verachte Dich so tief, daß ich gern vergessen will, Dich je gekannt zu haben."

„Das genügt mir nicht. Noch einige solcher Scenen, wie die vorhin am Kaffeetische, und die Welt wird eine nicht eben freundliche Beziehung zwischen uns schnell genug errathen haben. Das will ich indessen nicht; mir liegt daran hier überall im günstigsten Lichte zu erscheinen —"

„Was du allerdings brauchen kannst," fiel Albert hohnvoll ein.

„Was ich auch haben muß, wenn ich meine Ziele hier erreichen will," erwiederte der Andere trocken; „ich

bin völlig frei," er legte auf dieses Wort besondern Nachdruck, „unabhängig, reich."

„Durch mein Vermögen."

„Gleichviel durch welches; Du hättest schon lange, ehe wir uns trennten, keinen Heller mehr gehabt, wenn ich nicht alle Deine Geschäfte geführt."

„Ich wünsche keine Details! Wenn ich keinen Versuch mache, Dich als einen Dieb und Betrüger dem Gerichte zu überliefern, so danke es dem Umstande, daß ich auf Geld und Besitz nicht den geringsten Werth lege und lieber Alles meiner Kunst verdanken möchte, als auch nur einen Pfennig von dem zurückfordern, was mir von Rechts wegen gehört. Wenn Du aber meinst, ich würde Dir noch zur Erreichung weiterer Ziele behülflich sein, die jedenfalls ein ähnliches unlauteres Motiv haben, so irrst Du Dich, und damit, denke ich, könnten wir die Unterredung schließen."

„Noch nicht."

Des Amerikaners Züge nahmen jetzt den Ausdruck so höhnischer Ueberlegenheit an, daß man ihm ansah, es stehe ihm eine ganz besondere Macht zu Gebote, um den ehemaligen Freund nach seinem Willen zu lenken.

Albert Normann blickte ihn erstaunt an, während seine

Finger unmuthig mit dem Griffe der Reitpeitsche spielten, die er vorhin in halber Zerstreuung mitgenommen.

„Ich ersuche Dich, Dich kurz zu fassen.“

„Du bist die einzige Person, die mir Ungelegenheit bereiten könnte,“ begann der Amerikaner von Neuem, „deshalb wünsche ich Dich zu einer Capitulation zu bewegen. Dein Versprechen, mich nicht zu kennen, genügt mir vollkommen, trotz der schmeichelhaften Zugabe Deiner Verachtung, aber ich wünsche vor Allem, daß Du es einer Person gegenüber hältst, an deren günstiger Meinung mir sehr viel gelegen ist: der Baronesse Ringolsheim.“

Neben dem Zimmer, in dem sich Beide befanden, lag ein kleineres Gemach, das gewöhnlich als Lesekabinet benutzt wurde und durch eine Portière von dem andern geschieden war; in diesem Zimmer ließ sich jetzt ein leichtes Geräusch hören, als wenn Jemand irgend einen unbedeutenden Gegenstand hastig auf den Tisch hätte fallen lassen; die beiden Männer achteten nicht darauf.

„Wenn Du meinst, ich würde Deine Bewerbungen bei der Baronesse begünstigen,“ sagte Albert ironisch, „so traust Du mir zu viel zu. Ganz abgesehen von

meiner Gesinnung für Dich, — wie käme ich dazu, des Fräuleins Meinung zu beeinflussen?"

„Halte mich doch gütigst nicht für gar zu blind! Denkst Du, ich habe die Blicke nicht bemerkt, mit den Ihr Euch auf dem Abendfeste bei dem Fürsten Aldringen betrachtetet, nicht den Ausdruck der Angst in ihrem Gesichte gewahrt, als Du vor mir wie vor einer Viper zurückwichest? — Ich habe die Mittel, Dich zu meinem Willen zu zwingen. Tritt meinen Bewerbungen bei Ellis Ringolsheim entgegen und die Welt soll es erfahren, daß die hochgeborene Baronesse es nicht unter ihrer Würde hält, mit einem Opernsänger ein Liebesverhältniß zu haben."

„Wage es, ihren reinen Namen zu beflecken," brauste Albert in heftigstem Zorne auf, „und Du sollst mir mit der Pistole in der Hand Rechenschaft ablegen."

Er fühlte, daß sein Feind kein raffinirteres Mittel zur Erreichung seiner Zwecke hätte wählen können und daß er selbst sich zu Allem, Allem verstehen würde, um den Ruf des Mädchens zu retten, das ihm theuer war.

„Daß ich ein Narr wäre," entgegnete Mr. Stonefield kaltblütig auf die eben gehörte Drohung, „mein

Leben ist mir viel zu lieb, als daß ich es Deiner Forderung wegen auf das Spiel setzte. — Noch einmal, lasse mir den Weg frei bei Ellis Ringolsheim —"

„Ich verspreche nichts," rief Albert aufgeregt, „überdies hast Du für Deine Behauptung von vorhin nicht den geringsten Beweis."

„Gut denn," — des Amerikaners Züge nahmen den Ausdruck teuflischer Bosheit an, — „so erzähle ich noch heute Abend im Club Jedem, der es hören will, die Geschichte eines romantischen Spazierganges durch Schnee und Nebel nach Schluß der Oper Lohengrin."

„Elender!" Die Reitpeitsche sank sausend in des Sprechers Gesicht; der Sänger schleuderte sie von sich, als sei sie durch die Berührung mit seinem Gegner vergiftet worden. „Jetzt wirst Du Dich nicht mehr weigern, Dich mit mir zu schlagen."

Von der Thür des Nebenzimmers wurde jetzt der Vorhang zurückgeschlagen, unter den Falten desselben zeigte sich Constantin Aldringen's vor Erregung bleiches Gesicht.

„Bedürfen Sie eines Sekundanten, Normann?" fragte er mit leise vibrirender Stimme, „ich biete mich Ihnen zu diesem Dienste an."

„Ich nehme Ihr Anerbieten mit vielem Danke an, Durchlaucht," sagte Albert, langsam sich zur Beherrschung zwingend, „hoffentlich hat Mr. Stonefield keinen Einwand mehr dagegen."

Der Amerikaner hatte sich schon wieder gefaßt; er maß Beide mit kaltem Blicke, dann verbeugte er sich höhnisch.

„Ich werde morgen einen meiner Sekundanten zu Seiner Durchlaucht schicken."

Er wollte das Gemach verlassen, sein einstiger Chef, jetzt sein Todfeind, vertrat ihm noch einmal den Weg.

„Ein Wort nur von Deinen Lippen, das jener Dame schaden könnte," sagte er, nur ihm verständlich, mit eisiger Entschlossenheit, „und Deine Rolle hier ist ausgespielt."

Der Amerikaner antwortete nur mit einem wilden Blicke, ehe er die Thüre öffnete, die in das Kaffeezimmer führte.

Der Fürst und Albert blieben allein; eine Weile standen beide Männer einander schweigend gegenüber, dann legte Constantin seine Hand auf des Künstlers Arm.

„Wollen Sie mit mir in meine Wohnung kommen, Normann?“ fragte er. „Ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen.“

Er führte ihn durch das Lesekabinet über eine zweite Ausgangstreppe in das Freie und schlug mit ihm den Weg nach seines Oheims Hause ein. Beide wechselten während der kurzen Strecke kaum zehn Worte, Jeder von ihnen war zu tief mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Schweigend auch betraten sie die Zimmer, die Constantin während seines Aufenthaltes im Hause seines Verwandten zu bewohnen pflegte; der Fürst lud den Künstler durch eine Handbewegung ein, in einem der tiefen Fauteuils Platz zu nehmen, die zu beiden Seiten des Kamins standen, während er selbst sich ihm gegenüber setzte.

„Ich habe Sie um eine Unterredung gebeten,“ begann er endlich, „aber bevor ich zu Ihnen spreche, Normann, erinnern Sie sich, daß es der Freund ist, der mit Ihnen redet, und daß meine Worte nur von dem warmen Wunsche beseelt sind, Ihnen und noch einem zweiten Wesen zum Heile zu dienen.“

Er machte eine Pause und warf aus dem Korbe neben ihm ein Holzstück in das hell auflodernde Feuer;

dann fuhr er fort: „Ein Zufall machte mich heute zu einem Zeugen Ihrer Unterredung mit jenem Amerikaner. Ich erfuhr daraus mehr, als ich erwartet, Normann, mehr als mir lieb war, mehr als ich im Interesse meiner Cousine Ellis jemals wünschen kann."

Albert wandte sich wortlos ab.

„Denken Sie nicht," sprach der Fürst mit größerer Wärme, „daß ich jetzt beabsichtige, Ihnen auch nur einen der Vorwürfe zu machen, die Sie unfehlbar von jedem einzelnen meiner Standesgenossen und mehr noch von jedem Gliede meiner Familie zu hören bekommen würden. Nein, nein, nichts liegt mir ferner als das! Für uns Alle bleibt das Weib unsrer Liebe ja immer nur ein Weib, mag sie auf dem Königsthrone, mag sie in der Hütte des Tagelöhners geboren sein. — Und habe ich mir nicht selbst den Vorwurf zu machen, Ihre gegenseitige Neigung absichtslos begünstigt zu haben? Ohne Ahnung freilich, welch tiefer Ernst sich hinter Ellis' Kinderei barg. — Diesen meinen Fehler wieder gut zu machen, ist leider zu spät, aber einer andern Gefahr möchte ich zuvorkommen, die daraus entstehen könnte, und über die Sie vielleicht Beide sich noch täuschen, — und darum, Nor-

mann, wie hart ich Ihnen auch erscheinen möge, muß ich von Ihnen fordern, die Beziehungen zu Ellis für jetzt und alle Zeit aufzugeben, — der Name meiner Cousine muß rein bleiben vor den Augen der Welt."

Ich weiß, daß ich viel, sehr viel damit von Ihnen verlange," sprach Constantin weiter, als er sah, daß Albert in stummem Schmerze die Augen mit der Hand bedeckte, „aber meine Pflicht gegen Ellis selbst gebietet mir so zu handeln, wie ich es thue. Sie selbst werden sich sagen, daß eine Liebe, wie die Ihre, aussichtslos sei; ob Ihnen das Herz meiner Cousine gehöre niemals würde man Ihnen Ellis' Hand bewilligen, und welche Bahnen sind es dann, die Sie Beide betreten? Noch weiß Ellis nicht die Tragweite der Gefahr zu ermessen, die ihre Liebe für Sie birgt, und ich kenne ihren Charakter darin besser, als sie selbst sich kennt. Sie ist trotz all' ihrer Kindlichkeit leidenschaftlicher Hingabe fähig, sie würde um eben ihrer Unerfahrenheit willen zu jedem unvorsichtigen Schritte bereit sein, den ihr phantastischer Kopf ihr als ihren Wünschen entsprechend ausmalt — und das darf nicht sein. Ich habe Sie in allen Lebensverhältnissen, die uns je einander nahe führten, als einen Ehrenmann kennen

gelernt, von einem solchen darf ich fordern, was ich fordere: — daß Sie um des Mädchens selbst willen, das Sie lieben, Ihre Neigung bekämpfen und Ellis fliehen wollen, soviel es irgend in Ihrer Macht steht."

Albert Normann erhob sich und trat an das Fenster; als er sich wieder zu dem fürstlichen Freunde wandte, war sein Gesicht todtenbleich geworden.

„Ich stand am Sarge einer abgöttisch verehrten Mutter," sagte er, „am Grabe eines heißgeliebten Kindes; kein Scheiden aber ist mir so schwer geworden, als das Aufgeben dieses meines letzten meines süßesten Lebenstraumes." — Er strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die verzweifelnden Gedanken verscheuchen, die sich unwillkürlich vor seine Seele drängten, dann setzte er mit etwas festerer Stimme hinzu: „Ich erkenne es an, daß Sie ein Recht hatten, so zu mir zu sprechen, Durchlaucht, und ich danke Ihnen, daß Sie es in dieser schonenden Weise gethan. Was ich Ihnen mit dem verlangten Versprechen opfere, weiß nur ich allein, aber dennoch gebe ich es um — jenes Kindes willen, das mir theurer ist, als mein eigenes Leben. — Ich werde Ellis nicht wiedersehen."

Der Fürst ergriff seine Hand in warmer Theil-

nahme. „Ihr einfaches Wort genügt mir, Normann," sagte er ernst, „ich weiß, daß Sie es niemals brechen werden."

Das Duell zwischen Albert Normann und seinem einstigen Freunde fand an einem der nächsten Tage statt. Der Sekundant Mr. Stonefield's hatte anfangs den Vorschlag machen wollen, die Angelegenheit durch jene abscheuliche Sitte zu erledigen, die durch das Loos entscheidet, welcher von beiden Gegnern sich den Tod geben soll. Der Fürst erklärte indessen, sogleich alle Verhandlungen abbrechen zu wollen, wenn dieser Art der Entscheidung überhaupt nur noch Erwähnung gethan würde, und so blieb es bei dem üblichen Pistolenzweikampf, auf dessen Feststellung der Sekundant Mr. Stonefield's nach einiger Ueberlegung einging. Albert Normann sah dem Duell mit großer Ruhe entgegen.

„Wenn ich fallen sollte," sagte er zu Constantin am Morgen des bestimmten Tages, „so darf ich Sie wohl um die eine große Gunst bitten, ihr, die Sie kennen, meine Grüße zu bringen und ihr zu sagen, daß sie mein letzter Gedanke war."

Aber der Kampf hatte einen für ihn scheinbar günstigen Ausgang, er wurde nur leicht an der Schulter verwundet, während sein Gegner eine schwere Wunde in der Brust davontrug. Daß sie nicht augenblicklich tödtlich war, verdankte Stonefield nur dem Umstande, daß Albert's Hand heute der gewohnten Festigkeit entbehrte. Er hatte am Morgen dieses Tages heftiger als je den spannenden Druck über den Schläfen empfunden, der ihn bereits seit einiger Zeit peinigte, und es bedurfte all seiner Energie, um es ihm überhaupt möglich zu machen, auf dem Kampfplatze für kurze Zeit seines Unwohlseins Herr zu werden. Als er seinen Todfeind fallen sah, begann es vor seinen Augen zu dunkeln, aber noch einmal raffte er sich zusammen, um festen Schrittes zu dem Verbandsplatze zu gelangen, auf dem soeben die Aerzte um Stonefield beschäftigt waren. Er empfand einen stechenden Schmerz in der Schulter, er fühlte, wie ein scharfes Instrument in die Wunde drang, sie zu untersuchen, — dann schien sich eine Wolke über sein Gehirn zu legen — eine tiefe Ohnmacht nahm seine Sinne gefangen. —

Ellis Ringolsheim war mehrere Tage mit ihrer

Mutter von Stuttgart fern gewesen; die Baronin war der Einladung einer Jugendfreundin auf das Land gefolgt, und Ellis hatte, wiewohl zu ihrem stillen Kummer, sie begleiten müssen.

Wenn er nun in der Zwischenzeit käme? Und würde er wiederkommen, wenn er sie nicht zu Hause anträfe? Sie seufzte tief; o, warum mußte denn auch die unselige Einladung gerade jetzt kommen! Wie freudlos ihr die Tage auf dem stattlichen Schlosse erschienen, wie lang die Zeit bis zu ihrer Wiederkehr!

Die Baronin von Ringolsheim war eine liebevolle und vortreffliche Mutter, aber sie beging den nämlichen Irrthum, von dem auch die besten Mütter nicht frei sind, — in der heranreifenden Jungfrau immer noch die Gefühle, den Ideenkreis des Kindes zu erblicken. Ihr lag der Gedanke noch völlig fern, daß ihrer Tochter Herz sich andern Empfindungen erschlossen, als den sanften Regungen, die sie bisher gekannt, und sie schrieb Ellis' verändertes Wesen dem ungewohnten Leben und Treiben um sie her zu. Ihre eigene Kränklichkeit hinderte sie außerdem, dem jungen Mädchen mehr Aufmerksamkeit zu schenken; die geselligen Pflichten, denen sie sich um ihrer Tochter willen unterzogen,

hatten für sie selbst eine um so größere Abspannung und Nervenschwäche zur Folge.

So kam es, daß bereits acht Tage seit dem Duell vergangen, ohne daß eine Kunde hiervon zu Ellis gedrungen, und es war ein unendlich beseligendes Gefühl für sie, am Abend dieses achten Tages die Thürme der Residenz wieder vor sich auftauchen zu sehen.

Baronin Ringolsheim mußte eines größeren Ballfestes wegen zurückkehren, das die Geheimräthin Blankenburg am folgenden Tage zu veranstalten beabsichtigte und wozu sie eine Einladung angenommen. Ellis jubelte im Stillen, als sie die Treppe ihrer Wohnung hinanflog und in das Empfangszimmer stürmte, um unter den inzwischen abgegebenen Karten nach der einen zu suchen, die jetzt jedenfalls darunter war.

Aber sie suchte vergebens; wie oft sie auch die zierlichen Blätter wendete, wie genau sie sich von dem Kammermädchen sagen ließ, wer in der Zwischenzeit hier gewesen, — er war nicht darunter.

Warum, — warum nur war er nicht gekommen? Ellis war den ganzen Abend still und verstimmt; Constantin, der seine Verwandten zu besuchen kam, versuchte vergebens die gewohnten Neckereien, Ellis wollte

ihn heute nicht hören, sondern vertiefte sich in die Lectüre inzwischen eingegangener Zeitungsblätter. Constantin's Blicke ruhten öfters theilnahmsvoll auf der jungen Cousine; würde das blumenhafte Köpfchen sich gleich den vom Nachtfroste berührten Schwestern draußen senken, wenn der erste große Lebensschmerz über sie hereinbräche?

„Warum werden jetzt gar keine Opern mehr gegeben, Constantin?" fragte Ellis plötzlich, von ihrem Blatte aufsehend.

„Keine Opern, Ellis?" sagte er anscheinend erstaunt. „Sieh doch nur hin; heut wird „Figaro's Hochzeit", morgen „Rigoletto" gegeben."

„Ach, die meine ich nicht," unterbrach ihn Ellis, „ich möchte gern wieder eine große Wagner'sche oder Meyerbeer'sche Oper sehen."

Sie ahnte nichts von dem Vorgefallenen; die ganze Duellangelegenheit war von den Betheiligten möglichst geheim gehalten worden; in den Kreisen, in welchen Ellis heimisch war, wußte man nicht einmal, daß Constantin darin verwickelt gewesen.

„Eine größere Oper kann jetzt nicht stattfinden," sagte er mit gedämpfter Stimme, „unser Heldentenor ist krank."

„Krank?“ Das Zeitungsblatt entsank ihren zitternden Händen, sie blickte, vor Schrecken blaß geworden, ihren Vetter an.

Constantin hatte sich erhoben und schien in die aufmerksame Betrachtung einer mit blühenden Gewächsen gefüllten Jardinière versunken, die auf einem Seitentische stand. Er scheute sich davor, dem angsterfüllten Mädchen zu sagen, wie krank ihr Geliebter sei.

Seit längerer Zeit schon in ihm vorbereitet, war durch die Kämpfe und Erschütterungen der letzten Zeit und endlich durch die Verwundung die Krankheit bei ihm zum heftigsten Ausbruch gekommen. Ein gefährliches Nervenfieber hatte ihn seit jenem entscheidenden Tage besinnungslos darniedergeworfen, und die ihn behandelnden Aerzte sahen in zweifelnder Spannung dem endlichen Ausgange entgegen.

Ellis näherte sich ihrem Vetter und legte die Hand auf seinen Arm. „Sage mir doch wenigstens, was Herrn Normann fehlt,“ begann sie, sich zur Unbefangenheit zwingend, „Du bist ja heute so stumm, wie noch nie.“

Die Baronin trat in diesem Augenblicke in das Zimmer; eine Fortsetzung des Gespräches wurde grade

jetzt von Ellis nicht gewünscht; sie wandte sich hastig wieder um.

„Bist Du morgen auch auf dem Blankenburg'schen Balle?“ fragte die Baronin ihren Neffen, als er seinen Platz am Tische wieder eingenommen.

„Ich bin eingeladen, gnädige Tante,“ sagte er, „und werde wohl auf eine Stunde hinkommen; eigentlich bin ich schon etwas gesellschaftsmüde geworden.“

„Ach, ich auch,“ sagte Ellis wie unwillkürlich.

Die Mutter blickte erstaunt auf. „Aber Kind, was für Launen sind das? Wessen Wunsch, als den Deinen, suchte ich zu erfüllen, als ich mich in dieses geräuschvolle Treiben stürzte?“

Ellis schwieg; der Gedanke, tanzen zu müssen, während er — er krank lag, schien ihr unerträglich.

Constantin sah die stumme Herzensangst in den Zügen des jungen Mädchens und fand Gelegenheit, ihr im Laufe des Abends zuzuflüstern: „Aengstige Dich nicht um Normann, meine Kleine, es wird hoffentlich besser mit ihm werden.“

Sie dankte ihm nur mit einem Blick voll inniger schwesterlicher Zärtlichkeit.

Der nächste Abend vereinigte in den Salons der Geheimräthin Blankenburg eine eben so zahlreiche, als glänzende Gesellschaft. Die stattliche Beletage, welche die Familie inne hatte, strahlte von Lichterglanz, und den geschmackvollen Arrangements der Dame des Hauses wurde alle Anerkennung gezollt. Ellis befand sich unter dem reichen Mädchenkranze, der sich hier vereinte, aber ihr liebliches Gesicht trug heute nicht den Ausdruck sorglosen Frohsinns, wie sonst. Sie fühlte sich eigenthümlich unruhig und beklommen, warum, sie war sich nicht klar darüber; nur zuweilen legte sie die Hand an die Stirne, als drücke sie der Kranz bethauter Rosen, den sie auf den blonden Locken trug. Sie empfand es wie eine Art Erleichterung, als ihr Vetter Constantin zu sehr später Stunde endlich in den Saal trat; vielleicht erfuhr sie durch ihn absichtslos eine der Nachrichten, nach denen ihr Herz verlangte.

„Du scheinst Dich heute nicht zu amüsiren, Cousinchen," sagte der Fürst mit einem Blick in ihr Gesicht.

„Ich bin so müde, es ist so heiß hier," antwortete sie ausweichend.

„Nun, so wollen wir uns eine stille Ecke für den Walzer aussuchen, den Du mir aufgehoben, und ich

dispensire Dich von jeder Unterhaltung," lächelte er, sie in einen entfernten Theil des geräumigen Ballsaales führend, wo unter Orangeriebäumen einige Ruhesitze standen. Ellis nahm, wie es schien wirklich ermüdet, auf einem derselben Platz; Constantin setzte sich neben sie. „Obgleich Deine Tüll- und Seidenwogen mir den Raum gar zu gerne streitig machen möchten," bemerkte er scherzend, auf ihre bauschige Toilette deutend, und Beide schauten eine Weile schweigend dem Gewühle vor ihnen zu.

Hinter ihnen in einer Fensternische hatte die Dame des Hauses mit einigen ihrer Bekannten Platz genommen; Ellis hörte zerstreut zu, wie derselben von allen Seiten enthusiastische Lobsprüche über ihr so schön gelungenes Fest dargebracht wurden.

„Ja, aber was werden Sie sagen, meine Damen," hörte sie die etwas scharfklingende Stimme der Geheimräthin antworten, „wenn ich Ihnen erzähle, daß unser Ball heute früh noch in Gefahr war, plötzlich aufgehoben zu werden?"

„Warum? Weshalb?" hieß es von allen Seiten.

„Nun denken Sie sich, der Sanitätsrath Röder, der den Sänger Normann im zweiten Stockwerk oben

behandelt, war heute früh bei mir, um mich zu fragen ob ich die „geräuschvolle Gesellschaft", wie er sich ausdrückte, nicht noch auf einen anderen Tag verlegen könnte. Seines Patienten Zustand sei seit gestern hoffnungslos, und er und sein College fürchteten heute Nacht seinen Tod. — Nun bitte ich Sie, weil ein mir ganz fremder Mensch hier im Hause stirbt, soll ich noch am letzten Tage meinen Ball verlegen!"

„Mein Gott, Ellis, was ist Dir?" wandte sich Constantin, der einige Worte mit einem Bekannten gewechselt, jetzt an seine Cousine. „Du siehst ja entsetzlich bleich aus. Soll ich Dich in das Nebenzimmer führen?"

Sie nickte nur; ihr Arm lag seltsam schwer in dem seinen, als er sie zu einem kleinen Cabinet brachte, das am Ende der Zimmerflucht dicht neben der Garderobe lag.

„Was ist Dir, mein armes Kind?" wiederholte er weich, ihr Antlitz emporrichtend.

„Hast Du es nicht gehört, Constantin?" fragte sie mit herzzerreißenden Lächeln, „O, wie grausam seid Ihr Alle! Ich muß tanzen und fröhlich sein, während unter demselben Dache er — er im Sterben liegt."

Constantin begriff sofort, um was es sich handle; er führte sie mit sanfter Gewalt zu einem Sopha in der Ecke.

„Fasse Dich vor allen Dingen, meine Ellis," sagte er dringend, „ja, es ist leider wahr. Als ich heute Abend bei ihm war, mußte ich zu meinem eigenen Schmerze mich überzeugen, daß wir ihn verlieren würden. Aber ich konnte, ich durfte es Dir wenigstens jetzt nicht sagen. — Bleibe einige Minuten hier; ich werde der Mama sagen, daß Du unwohl geworden; vielleicht läßt sie sich bestimmen, dann sogleich mit Dir nach Hause zu fahren."

Er schloß die Thür, die nach den Seitenzimmern führte, und kehrte in den Saal zurück, mit dem Vorsatze, Ellis noch einige Zeit zu gönnen, um sich zu sammeln, ehe er seine Tante von ihrem Unwohlsein benachrichtigte. —

Ueber den hellstrahlenden Fenstern der Beletage war es still und dunkel; in dem zweiten Stockwerke des Hauses waren die Vorhänge tief herabgelassen; nur aus einem einzigen Fenster, das seitwärts über dem Ballsaale lag, schimmerte matt und trübe ein einsames Licht, — es kam aus dem Krankenzimmer, in

welchem Albert Normann in dieser Nacht den letzten Kampf des Lebens kämpfte.

Vom ersten Tage an fast war sein Zustand ein hoffnungsloser gewesen, und die Aerzte hatten seit gestern erklärt, daß es für ihn keine Rettung mehr gäbe. Wirre Bilder waren es gewesen, die ihn während dieser kurzen Krankheitstage umschwebt, wechselvolle Phantasieen waren an seinem Geiste vorübergezogen und hatten ihn in ferne Zeiten geführt. Seine Aerzte und Pfleger hörten ihn oft den Namen seiner Mutter, seines Kindes nennen, und er lächelte wie im Traume, wenn er sie, die Längstverstorbenen, vor sich zu sehen meinte. Und dann ertönten leise und abgebrochen Melodieen und Arien von seinen Lippen, — Bruchstücke der Lieder, die er vorzugsweise geliebt, — Worte aus Opernscenen, die er einst so meisterhaft dargestellt, — und es wurde seinen Pflegern seltsam weich um das Herz, ihn singend, wie den Schwan, dem sichern Ende entgegengehen zu sehen.

Aber am letzten Tage waren die Lieder, die geisterhaften Melodieen verstummt; über des todtkranken Mannes bleiches Gesicht hatte es sich wie leiser Friedenshauch gelegt, und die flammenden blauen Augen hatten

sich wie zum Schlummer geschlossen. Die Aerzte hatten mit Anbruch der Nacht das Krankenzimmer verlassen, nur eine alte Wärterin saß in der Nähe des Lagers, den Patienten bewachend.

Von dem Thurme der benachbarten Kathedrale tönten zwölf gewichtige Schläge, — Mitternacht! — Der Kranke öffnete die schweren Lider, — durch das Zimmer schienen rosige Wolken zu schweben, — war das der Tod, der in so lieblicher Gestalt an sein Lager trat? Aber die Wolke schien sich zu zertheilen, sie gewann Form und Leben, um ihm endlich, wie durch einen Schleier, das geliebteste Antlitz der Erde zu zeigen, das sich über ihn neigte; ein seltsames Leuchten ging über des Sterbenden Angesicht, und die Lippen, die im Krampf des Todes zuckten, öffneten sich noch einmal, um einen Namen zu flüstern, leise und unhörbar fast: „Ellis!“

Die alte Wärterin wußte gar nicht, wie ihr geschehen sei; sie entsann sich, doch nur einen kurzen Moment eingenickt gewesen zu sein, und sah nun plötzlich zu ihrem größten Staunen eine fremde Gestalt im Zimmer stehen, ein junges schönes Mädchen, in Tüll und Spitzen gekleidet, das an dem Bette des Sterbenden auf die

Kniee sank und schluchzend ihre Arme um seinen Hals legte. — Wie sie hereingekommen? Sie wußte es nicht, möglich, daß die Thüre draußen nicht fest verschlossen gewesen. Die alte Frau starrte noch immer ungewiß auf die überraschende Erscheinung.

Aus dem Stockwerk unten tönten durch die tiefe Stille grell und schneidend die Klänge einer jubelnden Tanzmusik; das Geräusch und Gelächter der Tanzenden mischte sich mit dem heißen Schluchzen, dem einzigen Laut, der in dem Zimmer hörbar war. — Es war ein eigenthümlich schauriger Contrast; — unten der Jubel und Lärm, die leiser werdenden Athemzüge des Sterbenden übertönend, — und in der Todeseinsamkeit hier oben das junge schöne Wesen in der strahlenden Toilette, das sich, aufgelöst in Schmerz und Thränen, über den Geliebten neigte.

Die Thür wurde jetzt leise geöffnet; eine schlanke Männergestalt trat in das Gemach und näherte sich dem Bette, neben dem das fremde Mädchen kniete. Die Pflegerin sah, wie der Eingetretene sanft ihr Haupt von dem bleichen kalten Antlitz erhob, auf dem es jetzt geruht, und ihre Arme von dem Halse des Todten löste. Sie ließ es sich ohne Widerstreben

gefallen, nur ein irres Lächeln zuckte über das junge schmerzverzogene Gesicht.

„Kommst Du mich zu holen, Constantin?“ fragte sie. „Sieh, es ist vorüber, — er ist todt.“

Der Fremde antwortete nicht; er hüllte die zarte Gestalt in einen weiten dunklen Mantel, und sie in seine Arme nehmend, schritt er mit ihr zur Thür hinaus.

Die alte Frau rieb sich die Augen, — hatte sie noch geträumt; war es eine Erscheinung gewesen?

Leise und vorsichtig näherte sie sich dem Krankenbette, aber sie sah, daß ihr Amt hier zu Ende sei; andächtig in sich erschauernd, machte sie das Zeichen des Kreuzes über des Todten friedliches Angesicht.

Fünftes Kapitel.

In dem Balkonzimmer einer zierlichen Villa in Nizza saß Aline einsam, in trüben Gedanken, und ihre Thränen fielen auf den Brief, in dem Fürst Aldringen ihr mittheilte, daß Albert Normann vor wenigen Tagen gestorben sei.

So hatte sie ihn denn verloren, den treuen Freund, den guten Kameraden, wie er selbst sich so oft genannt, dessen sonniger Frohsinn unzählige Male ihr die eigenen ernsten Gedanken verscheucht, dessen heiterer Lebensmuth ihr stets wie ein erfrischender Hauch durch das an düsteren Schatten so [illegible]ye Dasein gezogen. Es war ihr, als empf[illegible]nde sie erst jetzt, wie theuer ihr der Freund gewesen, dessen Geschick unerwartet einen so jähen Abschluß gefunden. Zahllose Männer hatten sich ihr mit lästigen Huldigungen genaht; Einer nur

hatte ihr das dargebracht, was sie hoch zu schätzen verstand: selbstlose, treue Freundschaft, und sie wußte, daß ihr Verlust ein unersetzlicher sei.

„In spätestens vierzehn Tagen," schrieb Fürst Aldringen, „hoffe ich bei Ihnen zu sein, Aline, und Ihnen die näheren Umstände seines Todes mittheilen zu können. Vorläufig hält mich noch die Ungewißheit über meiner Cousine Schicksal hier fest, die unmittelbar nach Normann's Tode nicht unbedenklich erkrankt ist. —

Gönnen Sie mir ein freundliches Antlitz zu unserm Wiedersehen, und suchen Sie nur einen geringen Theil der Freude zu empfinden, die mich bei dem Gedanken erfüllt, in Kurzem wieder in Ihrer Nähe zu sein."

Aline faltete langsam den Brief zusammen; sie seufzte tief.

„O, warum kann ich ihn nicht lieben, wie er mich nun schon seit Jahren liebt?" sprach sie halblaut vor sich hin. „Das Glück, nach dem ich mich beständig sehnend verzehre, vielleicht läge es in seiner Hand und ich lernte in meinen Pflichten für ihn und mit ihm das Leben wieder liebgewinnen, das mir oft so todesseinsam und so leer erscheint."

Sie trat hinaus auf den Balkon und schaute träu-

merisch in die goldenen Abendwolken, die sich im Meere spiegelten. Mechanisch nahm sie Mantille und Schleier von einem Stuhle neben ihr, und sich nachlässig darein hüllend, schritt sie die Stufen des Balkons hinab in das Freie.

Die Sonne war gesunken; mit dem schnellen Uebergange südlicher Himmelsstriche war es, ohne vorhergehende Dämmerung, fast augenblicklich dunkel geworden. In solchen Stunden einsam am Strande zu wandern, war Alinens liebste Zerstreuung; stundenlang konnte sie dann am Meere sitzen, seinem Brausen und Rauschen zuhören und in das glitzernde Spiel der Wellen schauen, auf denen matte Lichter des aufgehenden Mondes tanzten.

In wenigen Tagen mußte sie aus der Einsamkeit ihres kurzen Aufenthaltes in Nizza wieder hinaus unter die laute, lärmende Menge; sie hatte ein Engagement in Florenz angenommen und wollte daher das melancholische Vergnügen dieser einsamen Wanderungen noch so oft als möglich genießen.

Sie hatte sich heute mehr als je verspätet; die Erinnerung an den todten Freund und an jenen Andern, der an sein Kommen vielleicht eine beglückende Hoff-

nung knüpfte, hatte ihre Gedanken ganz und gar in Anspruch genommen; es war völlig Nacht geworden, als sie den Rückweg nach der Villa einschlug, die sie für die Dauer ihres Aufenthaltes gemiethet.

Sie wählte eine einsame Straße, in der nur hier und da vereinzelte Häuser standen; der Abendwind wehte kühl vom Meere herüber, sie hüllte sich dichter in ihren Schleier und ging beflügelten Schrittes weiter.

Ein Trupp verspäteter Arbeiter kam von einem entfernten Baue singend und lachend heim; Aline trat in den Schatten eines Hauses, das hart am Wege lag, um sie vorüber zu lassen. Die Fenster desselben reichten nach französischer Bauart tief auf den Boden hinab, den Vorübergehenden einen vollen Blick in das von keinem Vorhange geschützte Zimmer gewährend. Alinens Augen glitten zerstreut über die erleuchteten Fenster und über das Innere des vor ihr liegenden Zimmers; doch ein flüchtiger Blick genügte, um sie im nächsten Momente in stummer Ueberraschung auf ihrem Platze festzubannen.

Was war das? Sie strich sich mit der Hand über die Stirne, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume.

Die durch einen rosigen Schleier verhüllte Kugellampe warf einen sanften Schein über das mit einfacher Eleganz ausgestattete Zimmer und die drei Personen, die um den runden Tisch in der Mitte desselben saßen. Die blonde, noch immer schöne Frau, die in dem dunkelsammetnen Sessel lehnte, war ihre Mutter, und neben ihr, den Arm um das kleine engelgleiche Mädchen geschlungen, das in ein auf dem Tische liegendes Bilderbuch blickte, — er, um den sie Heimath und Vaterhaus verlassen, um in der weiten, weiten Welt im Kampf mit dem Leben Vergessen zu suchen!

Aline sank in dumpfem Stöhnen vor dem Fenster auf die Kniee nieder, die Blicke wie verzaubert noch immer auf die Gruppe im Zimmer gerichtet. Wie wenig er sich doch verändert hatte! Ach, das Glück läßt keine Spuren zurück; nur Schmerz und Sehnsucht graben ihre Furchen in das Menschenangesicht und schreiben mit ehernem Griffel die geheimnißvolle Runenschrift verborgenen Leidens nieder.

Er schien dem Kinde an seiner Seite etwas in seinem Buche zu erklären und lächelte dabei, — das alte unvergessene Lächeln, voll Ernst und Milde, wie kein Menschenantlitz außer ihm zu lächeln verstand, und

das Kind erhob das gesenkte Köpfchen und schaute fragend zu ihm empor. Das kleine Mädchen trug der Mutter regelmäßig schöne Züge, die großen, dunklen, forschenden Augen aber hatte es von ihm, — o, wie ähnlich es ihm in diesem Momente war! Die Mutter erhob sich jetzt, und die Hand leicht auf ihres Gatten Schulter stützend, blickte sie ebenfalls in das Buch, die Kleine schmiegte sich zärtlich an sie, und das noch freie Aermchen um sie schlingend, zog sie Vater und Mutter in ihre kindliche Umarmung; — es war ein schönes Bild des Friedens und des innigsten Familienglückes, und die Lauscherin draußen am Fenster zuckte bei dem Anblick desselben in unaussprechlicher Qual zusammen.

Das alte, nie bekämpfte Heimweh ergriff sie von Neuem und mit ihm das verzweifelte Verlangen, dort in das Zimmer zu treten, in den Kreis jener Glücklichen, zu ihnen zu sprechen: „Ich gehöre ja zu Euch, — ich bin ja Euer, — Euer verlorenes Kind, das Euch verlassen, — nehmt mich wieder zu Euch, — gönnt mir den Raum an Eurem Tische, den Platz in Euren Herzen, den ich freiwillig aufgegeben, und einen kleinen, kleinen Theil Eures reichen Glückes.“

Aber die Hand, die sich verlangend nach dem Griffe

der Thür ausstreckte, sank muthlos nieder, die sehnsuchtsvollen Augen, die unbewegt in das erleuchtete Fenster blickten, wandten sich langsam wieder ab von der anmuthigen Gruppe drinnen.

Was wollte sie unter ihnen, für die sie längst gestorben, die ihrer vielleicht seit Jahren kaum mehr als flüchtig gedachten? Sie bedurften ihrer ja nicht in ihrem Glücke; in das sonnig heitre Bild vor ihr mußte ihre Gestalt wie düsterer Schlagschatten fallen. Sie brachte keinen Frieden mit, sie fühlte es; sollte sie Jenen dort den Frieden rauben, der wie verklärender Schein über dieser Häuslichkeit schwebte? Nein, nein, sie paßte nicht mehr zu ihnen, sie hatte sich für alle Zeit von ihnen losgerissen, — eine Fremde wollte sie wieder von der glücklichen Schwelle weichen, wie sie gekommen.

Ihre fiebernden Lippen preßten sich auf den kalten Stein, der das Fenster umrahmte, ein krampfhaftes Schluchzen entrang sich ihrer Brust, — und dann, als fühle sie sich nicht mehr stark genug, um der Versuchung zu widerstehen, jenes Haus zu betreten, wandte sie sich hastig um und eilte in der Richtung nach ihrem Hause davon.

Am nächsten Morgen schon gab sie ihrem Kammer-

mädchen den Befehl, ihre Sachen zu packen, und einige Stunden später befand sie sich auf dem Wege nach Florenz.

„Aus der Heimath, hinter den Blitzen roth,
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange todt,
Es kennt mich dort Keiner mehr.
Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Geheimnißvoll rauscht die Waldeinsamkeit,
Und Keiner mehr kennt mich auch hier.“

„Und Keiner mehr kennt mich auch hier,“ wiederholte klagend, wehmuthsvoll die klangreiche Stimme Alinens, die, mit leichten Akkorden nur die einfachen Töne begleitend, das kleine traurige Lied gesungen. Ihre Hände glitten, wie in Zerstreuung, noch einige Male über die Tasten, dann stützte sie die Stirn in die Hand und versank in Nachdenken.

Aus der Balkonnische unweit von ihr, wo er, ihrem Gesange lauschend, gesessen, erhob sich Fürst Aldringen's Gestalt; er näherte sich dem Klaviere.

„Sie sind jetzt stets so ungewöhnlich traurig, Aline,“ sagte er, sie theilnehmend betrachtend.

Er war seit wenigen Tagen hier; seine Abreise von Stuttgart hatte sich verzögert, der Frühling blühte und duftete bereits aus den Gärten und Fluren Italiens, als er, die Alpen überschreitend, die lombardische Ebene betrat, während in Deutschland noch der Schnee lag. In Florenz hatte er Aline nach Monaten der Trennung wiedergesehen; es waren für Beide ernste und bewegte Momente gewesen. Die Erinnerung an den gestorbenen Freund trat zwischen sie und führte sie in Tage zurück, die nun vergangen waren, um nicht mehr wiederzukehren.

Ueber Ellis' Schicksal, an dem Aline stets warmen Antheil genommen, brachte Constantin ihr befriedigende Nachrichten. Sie war längere Zeit krank gewesen, jetzt indessen, in der Genesung begriffen, mit ihrer Mutter nach der Heimath zurückgekehrt.

„Sie würden sie allerdings sehr verändert finden, Aline," sagte er, „ihren frohen Kindersinn hat sie im ersten großen Schmerze ihres Lebens vielleicht für lange, vielleicht für immer eingebüßt. Meine Tante habe ich selbst von ihrer Neigung in Kenntniß gesetzt; sie war natürlich anfangs nicht angenehm überrascht, aber dennoch ist sie liebevoll und verständig genug,

um dem armen Mädchen mit Schonung über diese erste schwere Zeit hinwegzuhelfen."

„Armes, armes Kind!" seufzte Aline; „muß es immerdar nur Schmerz und Herzeleid auf Erden geben, und muß unsre Liebe stets auch unsere Strafe sein?"

Der Eindruck, den Constantin's Erzählung gemacht, schien jedoch ein nachhaltigerer gewesen zu sein, als er selbst erwartet; oder hatte die tiefe Traurigkeit, in die Alinens Wesen versenkt war, einen andern Grund, als den innigster Theilnahme an der Freundin, an Albert's Geschick?

Sie lächelte melancholisch, als sie seinen warmen Blick auf sich ruhen fühlte.

„Erscheine ich Ihnen so ungewöhnlich verändert, daß Sie nun schon zum zweiten Male diese Bemerkung machen?" fragte sie. „Nennen Sie es Schmerz um Normann's Tod, was mich bewegt, oder besser noch, nennen Sie es, wie ich selbst es bezeichne, — Heimweh."

„Heimweh, Aline?" wiederholte er. „Und doch sagten Sie mir nie zuvor, wo jene Heimath ist, die Sie betrauern. Und ist es irgend eine Stelle in unserm gemeinsamen Vaterlande, nach der Sie

sich sehnen, was hindert Sie, dahin zurückzukehren zu uns, die wir Sie dort verehren — und lieben," setzte er kaum hörbar hinzu.

Sie schüttelte leise den Kopf. „Vielleicht empfinde ich das Heimweh nur, weil ich nicht zurückkehren kann und will. Die Heimath, nach der ich verlange, finde ich dort nicht mehr, und kehre ich in die gewohnten Künstlerkreise zurück, so würde mich überall die Erinnerung an Albert Normann schmerzlich verfolgen."

Er hatte ihre Hand ergriffen und sie fest in die seinen geschlossen.

„So kehren Sie dorthin zurück in eine neue Heimath," sagte er ernst, „nicht als die gefeierte Künstlerin mehr, sondern als ein geliebtes, angebetetes Weib, — als meine Gattin, Aline."

Es war ein eigenthümlich wehmuthsvoller Blick, mit dem sie ihn betrachtete, als sie erwiederte: „Sie bieten mir viel, Constantin, — eine Heimath, Ihr großes schönes Herz und Ihre Hand; — aber ehe ich auf Ihre Frage antworte, möchte ich eine andre an Sie richten: haben Sie bei dem Antrage, den Sie mir jetzt machen, an Ihre Familie gedacht?"

Wollte sie ihn auf die Probe stellen? Er lächelte, — es war ein stolzes, ruhiges Lächeln.

„Ich nehme es mit meiner ganzen Familie auf," entgegnete er fest, „und meine Angehörigen alle sollen sich geehrt fühlen, wenn ich die Künstlerin als meine Gemahlin ihnen zuführe. Zweifeln Sie an mir, Aline?" fuhr er fort, als sie noch immer schwieg.

„Ich glaube es nicht; den Zweifel, den Ihre Lippen aussprachen, kennt Ihr Herz nicht. Oder sollte meine endliche Erklärung Sie dennoch überrascht haben? Sie wissen, daß ich Sie liebe, jahrelang schon, und daß es mein höchstes Streben war, Sie dereinst die Meine nennen zu können. Sie gaben mir niemals die geringste Hoffnung dazu, und auch heute weiß ich nicht, wie Ihre Antwort ausfallen wird. — Nur das Eine weiß ich: wie Sie über mich entscheiden mögen, nichts wird im Stande sein, meine innige Hochachtung, meine wärmste — Theilnahme für Sie zu vermindern; — nur Gewißheit wünsche ich zu haben, — ich trage diese Spannung länger nicht."

Er hatte mit der gewohnten Beherrschung begonnen, die einen Theil seines Wesens ausmachte; bei den letzten Worten jedoch brach die so lange unterdrückte

Leidenschaft sich gewaltsam Bahn; er ließ ihre Hand hastig fallen und trat zurück.

„Ich weiß, daß Sie mich lieben, Constantin," sagte Aline mit bewegter Stimme, „und weil ich es weiß, kostet es mich doppelte Ueberwindung, Ihnen so wehe zu thun, wie ich es jetzt muß."

Er zuckte zusammen; obwohl halb gefürchtet, fühlte er alle Fibern seines Herzens bei ihrer Antwort schmerzlich erbeben.

„Denken Sie nicht," fuhr Aline fort, „daß ich das hohe Gut nicht zu schätzen wisse, das Sie mir mit Ihrer Liebe bieten; denken Sie nicht, daß ich Ihren Werth verkenne oder nicht fest davon durchdrungen wäre, daß das Weib, welches Sie an Ihr Herz nehmen, ein beneidenswerthes, ein glückliches sein würde. Aber weil ich Sie so kenne, wie ich Sie kennen lernte, Constantin, theurer, theurer Freund, weil ich Sie hoch über alle anderen Männer stelle und Sie des besten Glückes würdig halte, — darum darf ich Sie über keine Regung meines Innern täuschen und darf Ihnen nicht den Rest des Gefühles bieten, das eine unselige Leidenschaft mir übrig gelassen."

Sie schaute einige Minuten stumm vor sich nieder;

es wurde ihr sichtlich schwer, das auszusprechen, was sie zu sagen hatte.

„Sie haben, seit wir uns näher getreten, nie mit einem Worte meine Vergangenheit berührt," sagte sie, „und ich danke Ihnen für dieses Zartgefühl, das niemals einer Frage Raum gestattete, die ich damals nicht beantwortet hätte. — Nun denn, eine unglückliche Leidenschaft trieb mich vor Jahren einst aus dem Kreise der Meinen, ließ mich die Laufbahn einschlagen, in der Sie mich kennen lernten, und machte aus verzweifelnden Kämpfen meines todtkranken Herzens mich zu dem, was Sie an mir bewundern — zu einer Künstlerin. — Acht Jahre! — Sind es denn acht Jahre, sind es nicht acht Tage, acht Stunden, seit er mir zum ersten Male entgegentrat? Zählt Liebe überhaupt nach verflossenen Jahren, zählt sie nicht nach den Pulsschlägen des eigenen Herzens, — Ewigkeiten des Schmerzes, — Augenblicke des Glückes, fragelos, ahnungslos, ob es Tage, ob es Monate waren, die darüber hingegangen? — Und wenn in unserm Leben Alles, Alles in Vergessenheit gesunken wäre, und wenn sich eine Welt voll Lust und Leid zwischen uns und die begrabene Liebe gedrängt, — die erste Stimme, die

unser Herz in seinen innersten Tiefen erbeben machte, den ersten Blick, vor dem der unsre seine Festigkeit verlor, — die Hand, deren leiseste Berührung uns elektrisch durchzuckte, — das Antlitz, das zuerst durch unsre Träume schwebte, — dies alles vergessen wir nicht, oder wir verdienen den Namen „Weib" nicht mehr."

Sie hatte sich erhoben und stand gegen den Pfeiler gelehnt, der das Fenster stützte, die Wangen glühend vor Erregung, die Augen in nie geahntem Feuer glänzend.

War dieses hocherregte Weib dieselbe Aline, deren unbewegte Kälte ihn so oft mit stiller Trauer erfüllt? Er sah sie jetzt in einem Feuer der Leidenschaft, das er noch nie zuvor an ihr gekannt, — hinreißend, überwältigend schön, — aber er sah auch in dieser Flamme, die für einen Andern glühte, sein eigenes Lebensglück in Trümmer sinken.

„Jene Liebe, meine erste, meine einzige," fuhr Aline fort, „trug schon den Keim des Todes in sich, noch ehe sie zum Dasein erwacht, denn sie war strafbar, Constantin, doppelt strafbar, indem sie in die Rechte einer Andern eingriff. Wenn es Qualen der Verdammniß schon hier auf Erden gäbe, — ich müßte sie erduldet

haben in jener kurzen Spanne Zeit, die ich in seiner Nähe verlebte. — Er — er liebte das thörichte Mädchen nicht, die wilde Rose, wie er mich so oft genannt — sein Herz gehörte einzig und allein ihr, der er seine Pflicht gelobt, er konnte mir nur die Schmach zufügen, — mich, deren Schwäche sich ihm verrathen, zu bemitleiden."

„Arme Aline!" flüsterte Constantin. Er vergaß den eigenen Schmerz in dem Anblick des ihren; er dachte nur daran, wie sie gelitten haben müsse und noch litt.

„Ja, arme Aline!" wiederholte sie in tiefer Bitterkeit. „Könnten Sie es ahnen, bis zu welchem Abgrunde mich diese Leidenschaft geführt, Sie würden sich vielleicht von der abwenden, die Sie vor wenigen Minuten noch heiß geliebt. Schmerz, Scham und Reue waren die beständigen Begleiter jener Liebe und aus ihnen stieg ein anderes entsetzliches Gefühl empor, das brennender Eifersucht, ja mehr noch, des Hasses gegen ein Wesen, das mir hätte auf der Welt das theuerste sein sollen. — Doch, das ist vorüber, Constantin, — ich ging hinweg und suchte Vergessen dort, wo ich es am meisten und am besten fand, in meiner Kunst; aber was in

jenen Kämpfen voll verzweifelter Qual in mir zerbrach, kann niemals wieder zu neuem Dasein erstehen. — Und darum darf ich Ihr treugemeintes Werben, das mich hoch geehrt, nicht annehmen, denn ich habe Ihnen nichts zu geben, was eine Erwiederung desselben sein könnte."

„Niemals, Aline?" fragte er langsam. „Auch nicht, wenn ich Ihnen Zeit ließe, zu überwinden, auch nicht, wenn ich geduldig warten wollte, bis Sie selbst mich zu sich riefen?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Es zuckte etwas über sein Gesicht, wie namenloser Schmerz; sie wandte sich schweigend ab; jetzt, da sie ihn verlieren sollte, empfand sie, was er ihr gewesen, und der Schmerz, den sie ihm zufügte, schien sich gegen ihre eigene Brust zu wenden.

Er näherte sich ihr und küßte ihre herabhängende Hand.

„So leben Sie wohl, Aline," sagte er mit anscheinend ruhiger, wenn auch völlig klangloser Stimme, „ich danke Ihnen, daß Sie mich über Ihre Ablehnung nicht mit dem Ersatze zu trösten suchen, den weniger hochdenkende Frauen zu bieten pflegen, — mit Ihrer

Freundschaft. — Die Freundschaft ist ein gar armer Trost, wenn man ein ganzes Herz, ein volles Leben verlangte, und ich fühle mich nach dieser Stunde auch nicht mehr stark genug, Ihr Freund zu sein. — Wenn ich jetzt von Ihnen scheide, so ist es auf lange Jahre, vielleicht für ein ganzes Leben, darum sage ich nicht wie sonst: auf Wiedersehen. — Es wird langer Zeit für mich bedürfen, Aline," hier zitterte seine Stimme ein wenig, „bis ich im Stande sein werde, Ihren Namen ohne Schmerz aussprechen zu hören, bis ich mich an den Gedanken gewöhnt haben werde, das Leben ertragen zu können — ohne Sie. — Daß ich Sie vergessen würde, glauben Sie wohl selbst nicht; nie wird ein andres Weib den Platz in meinem Herzen einnehmen, der Ihnen gehörte und immerdar gehören wird; Sie werden, wie fern wir uns auch treten mögen, mir stets die theuerste Erinnerung sein. Und wenn ich Ihnen bei unserm Scheiden einen Wunsch aussprechen darf, so ist es der, den ich jetzt und allezeit für Sie hegen werde: Seien Sie glücklich!"

Sie konnte kein Wort hervorbringen; sie hatte ihr Gesicht in die Kissen des Sophas verborgen und nur ihre tiefen Athemzüge zeigten, wie bewegt sie war.

Er stand noch einige Sekunden vor ihr, als könne er sich von ihrem Anblick nicht losreißen; eine ihrer schweren dunklen Locken hatte sich gelöst und breitete sich über das rothsammetne Kissen, auf dem ihr Antlitz ruhte; er neigte sich über sie und küßte diese Locke; dann wandte er sich hastig ab und verließ das Gemach.

Das prächtige Theater zu Florenz hatte lange nicht von solchen Beifallsstürmen gezittert, als an dem Abend, an welchem die gefeierte Signora Blandini nach langer Abwesenheit zum ersten Male wieder in der Rolle der Lucrezia Borgia auftrat.

Eine herrlichere Repräsentantin der dämonischen Fürstin konnte man sich kaum denken, als dieses königliche Weib mit den dunkeln flammenden Augen, der stolzen Haltung und der siegenden Stimme. Wieder und wieder mußte sie nach dem Schlusse der Vorstellung vor den Lampen erscheinen, der Blumenregen wollte nicht enden, die Rufe des allgemeinen Enthusiasmus schienen sich eher zu steigern, als abzunehmen.

Aline kehrte erschöpft und abgespannt in ihre Wohnung zurück; Darstellungen, wie diese, griffen ihr

reizbares Nervensystem in höchstem Grade an; sie hatte, in ihrer Kunst sich selbst vergessend, alle Stürme, alle Erschütterungen der letzten Tage und Wochen in ihren Gesang, in ihr Spiel übertragen, — ihre Bewunderer ahnten nicht, daß die Gluth der Darstellung, das Feuer ihrer Empfindung mit ihrem Herzblut erkauft worden sei. — Aline fühlte sich grade jetzt unendlich einsam und bedrückt; — Albert Normann's Tod, — das Bild jener glücklichen Familie in Nizza, die sie nur einmal aus der Ferne zu sehen gewagt, — Constantin's Scheiden endlich, — alles dies hatte eine Reihe schmerzlichster Eindrücke in ihr hinterlassen und ihr eigenes Leben ihr tiefumdunkelt gezeigt. Zum ersten Male fühlte sie den Wunsch, gewaltsam sich den trüben Bildern zu entziehen, die sie unausgesetzt verfolgten, und deshalb hatte sie gegen ihre Gewohnheit und trotz ihrer Erschöpfung eine Einladung des Marchese Gonsalvi angenommen, der der Künstlerin nach Beendigung der Oper ein glänzendes Fest zu geben beabsichtigte.

Ein Abend unter dem lachenden Himmel von Florenz! Wer vermöchte sich dem Zauber zu entziehen, der mit magischer Gewalt sich um das Herz fast eines Jeden

schlingt, dem es vergönnt war, eine Nacht voll Blüthenduft und Mondenschein dort zu verträumen?

In dem Garten des Marchese Gonsalvi neigten dunkle Pinienkronen sich zu schattigen Laubengängen zusammen, Orangenbäume mischten ihre glänzend grünen Blätter mit dem federartigen Laub der Cypressen, Magnolienblüthen flatterten durch die vom Abendwinde leicht bewegte Luft, — die Rosen dufteten betäubend. Unter der Veranda der prächtigen Villa, um deren Säulen Epheu und Schlingpflanzen sich rankten, war eine reiche und glänzende Tafel gedeckt, das blasse Licht des Mondes stritt sich mit dem Schein der farbigen Lampen, die sie erhellten, — blendende Lichterfluthen strahlten aus den Fenstern der Villa nieder, — nur der Garten war dunkel geblieben in seiner nächtigen Pracht, — die Fontainen rauschten und flüsterten seltsam geheimnißvoll, — und in der Ferne über den dunkeln Bäumen erhob in siegender Marmorpracht sich das majestätische Gebäude des Domes.

In der Mitte der Tafel neben dem Gastgeber saß die Königin des Abends — Aline; rings um sie her ein heitrer Kreis wohlbekannter Künstler, Sänger und Sängerinnen, Maler und Dichter; es war Alles ver-

eint, was in Florenz sich zu den Vertretern der schönen Künste zählte. Marchese Gonsalvi war trotz seiner vorgerückten Jahre immer noch ein warmer Verehrer und ein treuer Beschützer strebender Talente, und wenn er heute sich in dem um ihn versammelten Kreise umblickte, las man in seinen scharfgezeichneten Zügen die innigste Befriedigung, sich in seinem eigentlichen Elemente zu befinden.

Um ihn her sprühte die lebhafteste Unterhaltung; heitere Scherzworte wurden laut, improvisirte Verse flogen hin und her, — es war des Marchese liebstes Vergnügen, in das allgemeine Kreuzfeuer des Gespräches, zündend wie einen Blitz die eigenen raschen Witzfunken zu schleudern, worin er Meister war.

Aline sah sich, wie unwillkürlich, von dem allgemeinen Frohsinn mit fortgerissen; so lebendig angeregt, so heiter scherzend sah man die stolze Sängerin nur sehr selten, und sie selbst erstaunte darüber; es war als wolle sie gewaltsam die Stimme in ihrem Innern zur Ruhe bringen, die um Verlornes klagte.

Ein junger Maler ihr gegenüber hatte in übermüthiger Laune das Trinklied aus der heute gehörten

Oper angestimmt; Aline rief ihm ein freundliches Beifallswort zu; er verneigte sich dankend.

„Ich wage nicht, Signora darum zu bitten, fortzufahren," sagte er.

„Aber Sie treffen damit unser Aller Wunsch, lieber Molinieri," rief der Marchese. „Signora Blandini, unser Orsino, Signora Morensi, hat meiner Einladung leider nicht folgen können; dürfen wir Sie darum bitten, uns das prächtige Lied einmal zu singen? Ein unbescheidener Wunsch, aber die Versuchung dazu liegt gar zu nahe."

Aline pflegte, wie in vielen Fällen, auch in diesem eine Ausnahme ihrer Colleginnen zu bilden: sie ließ sich niemals vergebens bitten; ohne Zögern erhob sie sich, um das verlangte Lied zu singen.

Es war ein eigenthümlich fesselndes Bild! Der dunkle märchenhafte Garten, die helle glänzende Tafel, um die in reichem Kranze sich Jugend und Schönheit reihte und in der Mitte derselben die hohe Gestalt der Sängerin, deren purpurrothes Gewand sich leuchtend von der Marmorfaçade der Villa abhob. Eine weiße Rose schwebte nachlässig in den dunklen Locken, Orangenblüthen waren als Agraffen an Schulter und Busen befestigt.

„Il segreto per esser felici
Tal per prova é l'insegno agli amici:
Sia sereno, sia nubilo il cielo,
Ogni tempo sia caldo, sia gelo —
Scherzo, bevo e derido gl'insani,
Che si dan del futuro pensier
Non contiamo l'incerto domani,
Se quest' oggi n'é dato goder."

Ein jubelnder Beifall lohnte ihren Gesang, sie tauchte ihre Lippen in den feurigen Cyperwein, dann sang sie weiter:

„Profittiamo degl'anni fiorenti
Il piacer li fa correr più lenti,
Se vecchiezza con livida faccia
Stammi a tergo e la mia vita minnaccia:
Scherzo, bevo e derido —"

Da plötzlich mitten in der begonnenen Strophe brach die Sängerin erbebend ab; wie seltsam! hatte man nicht ihren Namen gerufen? In das übermüthige Lied hinein war, wie ein leuchtender Strahl, der Laut einer fremden und doch so wohlbekannten Stimme gefallen, noch einmal erhob sie ihr Glas, um das begonnene Lied fortzusetzen.

„Aline!" sagte hinter ihr dieselbe Stimme noch einmal mit jenem weichen Klange, den nur er in ihren Namen zu legen wußte, — sie wandte sich um, — „o,

Worte giebt's, die nie verhallen!" — unter Tausenden würde sie diesen einen Laut erkannt haben, — selbst wenn sie nicht die theure Gestalt erblickt, die jetzt vor ihr stand, — das Weinglas entfiel ihrer zitternden Hand, — ein Schrei jubelnden Entzückens entrang sich ihrer Brust — und sie lag ohnmächtig in seinen Armen.

Es war eine Stunde später, als in der Wohnung Alinens Baron von Hohenau zum ersten Male nach Jahren seiner Stieftochter wieder gegenüber stand.

Marchese Gonsalvi hatte zu seinem nicht geringen Erstaunen vernehmen müssen, daß er in dem ihm wohlbekannten Legationsrath den Stiefvater der Künstlerin vor sich habe und sich in ihr Scheiden aus dem sie umgebenden Kreise finden müssen. Jetzt saß sie sehr bleich, aber dennoch äußerlich vollkommen ruhig, auf dem Divan; nur zuweilen zuckte ein trüber Ausdruck über ihr Gesicht, während sie den Worten des Barons lauschte, der in sie drang, zu ihnen in die alte Heimath zurückzukehren.

„Du weißt nicht," sprach er herzlich, „welchen Schmerz Du uns durch Deine Flucht bereitet; wir

haben um Dich wie um eine Verstorbene getrauert, um unsre wilde Rose, die in den verflossenen Jahren sich zur Prachtblume des Südens entfaltet. Komm zu uns zurück, Aline, der Platz in der Heimath, den Du eingenommen, ist nie wieder ganz ausgefüllt worden, komm zu uns, die wir Dich von Herzen lieben, — zu Deiner Mutter."

Aline lächelte traurig. „Weiß Mama, daß ich hier bin?" fragte sie. „Kennt sie mich noch?"

„Mama weiß es noch nicht, denn sie ist augenblicklich in Nizza, wo wir uns seit einigen Wochen niedergelassen. Ein Unwohlsein unsrer Armgard hinderte sie, mich zu begleiten, Deines Schwesterchens, Aline, das Du noch nicht kennst und dem ich doch so lebhaft wünschen möchte, daß auch Du es kennen und lieben lerntest. Oder habe ich kein Recht mehr auf Dich, theures Kind?" setzte er weich hinzu. „Darf ich in Dir nicht mehr unsre älteste Tochter, die geliebte Schwester meines eigenen Kindes sehen?"

Aline erhob sich unruhig. „Ich erkenne es an, wie gütig Du bist," entgegnete sie, „aber zu einer völligen Rückkehr zu Euch kann ich mich niemals mehr entschließen. Wenn Du mich heute auf der Bühne sahest, wirst Du

erkannt haben, daß mir höher als jedes andre Gut der Welt das eine stehen muß, dem ich Alles verdanke — meine Kunst."

„Ich verstehe Dich darin vollkommen," erwiederte er, „Du bist eine Künstlerin geworden, wie ich deren wenige gesehen, und als ich Dich heute Abend die Lucrezia singen hörte, gewann meine Bewunderung für die Sängerin Oberhand über die freudige Ueberraschung, Dich wiedergefunden zu haben. Wer hätte es gedacht, daß die gefeierte Blandini, deren Ruhm im vorigen Jahre alle unsere Zeitungen füllte, mit unserer verschwundenen Aline identisch sei! Zu uns Einsiedlern drang immer nur von fern die Kunde Deiner Triumphe, wir selbst haben unser Gut während der verflossenen Jahre selten oder nie verlassen. — Aber all diese Triumphe, aller Ruhm, den Du geerntet, haben sie Dir das zu geben vermocht, was stets des Menschenherzen Ziel und Sehnen bleibt: Heimath und Liebe? — In Deinem Angesichte lese ich einen düstern Zug, der nicht von innerem Glücke spricht; — laß uns versuchen, ihn auszulöschen, und kehre zu uns zurück, wenn Du empfunden, daß die Welt Dir nicht gehalten, was sie zu versprechen schien."

Er sprach zu ihr mild und gütig, wie in früheren Tagen; er schien vergessen zu haben, welch ein Grund es war, der sie aus dem Elternhause trieb, lagen doch auch lange wechselvolle Jahre dazwischen; in seinen Augen reichte eine Mädchenthorheit nicht weiter, als durch einen flüchtigen Sommertag; aber das warme Interesse, das er stets für die Tochter seiner Frau empfunden, hatte es ihm oftmals als einen Vorwurf fühlbar werden lassen, daß er die Ursache gewesen, die sie veranlaßt, die Heimath aufzugeben, und es war sein inniger Wunsch, ihr diese Jahre der Entbehrung und der Einsamkeit zu ersetzen.

Aline kannte seine Denkungsart zu genau, um nicht den Motiven folgen zu können, die ihn antrieben, in dieser Weise in sie zu dringen. Ach und wie scharf er zu blicken verstand! In dem rauschenden Getriebe der großen Welt war sie dennoch immerdar einsam und allein geblieben; das Gefühl schmerzlichster Heimathlosigkeit, das sie in der letzten Zeit so oft bedrückt, kam mit verdoppelter Schwere über sie, und ein tödtliches Sehnen ergriff sie nach jenem friedlich stillen Glücke, wie es nur im Kreise liebender Familienmitglieder zu finden ist.

„Ich will mit Dir gehen," sagte sie nach langem Kampfe, „ja, brauche ich es Dir zu sagen, daß ich mich, ach, nur zu oft, — nach Hause gesehnt? Wenn Ihr die Sängerin als Eure Tochter wieder aufnehmen wollt, so will ich zu Euch zurückkehren und bei Euch bleiben, bis der Drang der Kunst mich wieder in die Welt hinaustreibt."

Victor von Hohenau kehrte schon am folgenden Tage nach Livorno zurück, um von dort aus sich an den Bord des Dampfers zu begeben, der ihn nach Nizza bringen sollte. Es drängte ihn zu seiner Gattin, der er die Nachricht von dem Wiederfinden ihrer Tochter mittheilen mußte; wie würde sie, die nie eine Ahnung des wahren Beweggrundes ihrer Flucht gehabt, die Heimkehrende aufnehmen? Es war dem Baron ganz recht, daß Aline, noch durch ihre Verpflichtungen in Florenz gefesselt, ihn nicht sogleich hatte begleiten können; er wünschte seiner Gattin Zeit zu lassen, sich mit der überraschenden Kunde vertraut zu machen, ihre Tochter als Primadonna einer italienischen Bühne wiederzusehen.

Als er ihr damals Alinens Verschwinden endlich mitgetheilt, hatte sich in der Seele der sanften Frau zum ersten Male etwas wie Zorn gegen ihre Tochter geregt. Sie hatte sie unkindlich, undankbar genannt, dem Elternhause zu entfliehen, wo man sie mit Beweisen der Liebe und Güte überschüttet, und sie hatte sich in dem Gedanken tiefverletzt gefühlt, daß ihre Tochter ihr noch immer nicht ihr eigenes Glück verzeihen, noch immer nicht ihre vermeintliche Abneigung gegen den Gemahl ihrer Mutter überwinden könne.

Victor war weit entfernt, diese Täuschung seiner Frau zu zerstören; obwohl er wußte, daß ihr Vertrauen zu ihm unerschütterlich sei, — er hätte ihr um keinen Preis den peinlichen Eindruck bereiten mögen, den die unglückliche Leidenschaft ihrer Tochter auf sie machen mußte. Neben der Rücksicht, die er auf Aline selbst zu nehmen hatte, bestimmte ihn auch die innige Zartheit, mit der er seiner Gattin jeden Schmerz fernzuhalten suchte.

Wie er erwartet, wußte Leonie in ihrer staunenden Ueberraschung kaum Worte zu finden, als sie erfuhr, daß Signora Blandini ihre vor acht Jahren verschwundene Tochter sei. Aber das mütterliche Gefühl,

das für die Entflohene trotz aller Vorwürfe, die sie ihr gemacht, stets in ihr gelebt, gewann bald über jede andre Regung den Sieg; jetzt drängte sie selbst zur Abreise nach Florenz, wenn es Alinen nicht möglich sein sollte, ihr Engagement zu lösen, um zu ihnen zu eilen, und sie wünschte mit lebhafter Sehnsucht den Moment herbei, da es ihr gestattet sein würde, sie wieder in ihre Arme zu schließen. —

„Und darf ich Dich noch an Eins erinnern, meine geliebte Frau," sagte der Legationsrath, als er ihre freudige Erregung gewahrte, „richte keine Frage, keinen Vorwurf an sie wegen des eigenmächtigen Schrittes, mit dem sie in der Ferne sich ihre Zukunft zu gründen strebte. Wenn wir unsre Tochter als neugeschenkt in unser Haus zurücknehmen, soll die Vergangenheit mit all ihren Irrthümern begraben und vergessen sein."

Leonie war zu sehr Weib, um nicht dennoch den Wunsch zu empfinden, Alinens eigentlichen Beweggrund zu ihrer Flucht zu erforschen, aber ihres Gatten Wille war ihr nach fast zehnjähriger Ehe noch immer Gesetz; sie reichte ihm die Hand und sagte liebevoll: „Du hast, wie immer, Recht. — Doch," fügte sie nach einer Weile des Nachdenkens hinzu, „eine andre Frage beschäftigt

mich jetzt. Wird man Aline, wenn wir sie in unsre heimischen Gesellschaftskreise zurückführen, trotz ihrer Bühnenlaufbahn freundlich aufnehmen?“

Bei den Bekannten und Freunden des Hohenau=schen Hauses hatte man die Täuschung festgehalten, daß Aline in der Schweiz bei einer Verwandten ihres verstorbenen Vaters lebe, die sie an Kindesstatt ange=nommen, und man fand es in diesen Kreisen gewisser=maßen begreiflich, daß in den neugegründeten Haus=stand des Barons und seiner Gattin die erwachsene Tochter nicht hineinpasse. In der großen Welt bedarf es überhaupt nur sehr kurzer Zeit, um verschollen und vergessen zu sein; zwei oder drei gleichgültige Fragen noch, und Niemand denkt mehr an diejenigen zurück, die ihrem Gesichtskreis entschwunden.

„Es hängt von uns ab, liebe Leonie,“ erwiederte der Legationsrath lächelnd, „ob Aline eines befriedigen=den Empfanges sicher ist. Natürlich können wir ihre Identität mit der Sängerin Blandini nicht mehr ver=leugnen, eben so wenig, wie wir es den guten Be=kannten verhehlen wollen,“ setzte er mit Nachdruck hin=zu, „daß sie aus Liebe zur Kunst uns verlassen, um in Italien sich zur Bühne vorzubereiten. Wir indessen,

meine Leonie, sind so stolz auf unsre Tochter, daß, wer die Künstlerin nicht seines Umganges für würdig hält, von vornherein sogleich auf die Ehre des unsern verzichten muß."

„Aber Aline wird von nun an ihrer Kunst entsagen?"

„Daran zweifle ich. Sieh sie selbst erst einmal auf den Brettern; sie ist mit ganzer Seele Sängerin und ihr Talent so groß, daß ich es mir als Sünde anrechnen würde, sie ihrem Berufe völlig zu entziehen. Ich bin überzeugt, daß sie früher oder später dorthin zurückkehren wird, aber bis dahin wollen wir uns unsrer Künstlerin freuen und ihr die Heimath möglichst fesselnd machen. — Und damit Dir der Uebergang zu ihrer Einführung in die Welt leichter wird, wollen wir für den nächsten Winter Tannenberg aufgeben und einige Zeit in Brüssel leben, wo uns, mit Ausnahme weniger Verwandter, so ziemlich Niemand kennt."

Sechstes Kapitel.

In dem hübschen Vorstadthause, in dem Rudolph Erwing sein Atelier aufgeschlagen, herrschte ungewohnt rühriges Leben. Nach den Jahren ernster Prüfung schien das Glück in desto vollerem Maße bei dem jungen Paare einkehren zu wollen; Rudolph's Arbeiten fanden reichste Anerkennung und versprachen ihm eine glänzende Zukunft; die Sorge hatte längst das kleine Haus verlassen, um dafür Freude und Hoffnung einziehen zu sehen.

Cäciliens Glück hätte zu seiner Vollkommenheit nichts gefehlt, wenn nicht der beständig dauernde Groll ihres Vaters ihren heitren Augen manche stille Thräne entlockt. Der Musikdirector war einer jener starren Köpfe, die ein einmal gefaßtes Vorurtheil nicht zu überwinden vermögen. Er hatte aus dieser Heirath

seiner Tochter Unglück prophezeit, aber er fühlte sich nicht bewogen, ihren Ungehorsam zu verzeihen, als er sah, daß seine Vorhersagung nicht eingetroffen. Er hörte von seines unliebsamen Schwiegersohnes Erfolgen in der Kunstwelt, aber er verschloß sein Ohr und sein Herz gegen jede Stimme, die zur Versöhnung mahnend in ihm laut wurde.

Seine Gattin litt am meisten unter dieser unbeugsamen Härte. Ihr mütterliches Herz zog sie unaufhörlich zu dem fernen Kinde, aber ihr Gatte wollte ihr nie auch nur den kürzesten Besuch im Hause ihrer Tochter gestatten. Einmal nur hatte sie Cäcilie seit ihrer Verheirathung mit Rudolph gesehen, als diese mit ihrem Manne zum Begräbniß seines Oheims nach T. gekommen war. Walther ignorirte die Anwesenheit seiner Tochter völlig, seine Frau jedoch war verstohlen hin und wieder in das Haus des Nachbars gegangen und war in der Vereinigung mit ihren Kindern glücklicher gewesen, als seit Jahren. Cäcilie hatte hauptsächlich der Mutter wegen ihr Töchterchen, die kleine Aline, mitgebracht, und die Großmutter vergoß Freudenthränen bei dem Anblicke des lieblichen Geschöpfes, das sie so zutraulich anlächelte.

Die Tage dieses Wiedersehens waren die letzten Sonnenblicke im Leben der alten Frau gewesen; eine langwierige Krankheit warf sie kurze Zeit nach der Abreise Cäciliens darnieder. Eine Nachricht noch aus der Ferne drang zu ihr, einen Strahl der Freude in die einsame Krankenstube werfend, — in dem Vorstadthause in München, wohin ihre Gedanken so oft eilten, war ein Sohn geboren worden, — dann falteten sich die sonst so fleißigen Hände zur ewigen Ruhe, wenige Tage, nachdem sie Rudolph's Brief erhalten, schlossen sich die Augen der treuen Mutter und sorgsamen Hausfrau, und an ihrem Sarge stand Musikdirector Walther — zum ersten Male in seinem Leben — fassungslos.

Es waren trübe einsame Wochen, die nun für ihn folgten; die liebevolle Gefährtin, die in langjähriger Ehe niemals von dem Platze ihrer Pflicht gewichen, hatte ihn nun verlassen und er erkannte jetzt, wie unentbehrlich sie ihm gewesen, in ihrem stillen Wirken und Schaffen, in ihrer beständigen Sorge für ihn und sein Wohl. Er kam jetzt oft aus seinem Arbeitszimmer in die verödete Wohnstube, wo seine Frau mit ihrer Handarbeit am Fenster zu sitzen pflegte; war es ihm doch, als müsse er sie jeden Augenblick eintreten sehen,

deren Abwesenheit jetzt das Haus so unheimlich öde und todt erscheinen ließ.

Und dann regte sich etwas in ihm, wie leise Gewissensbisse, ob er nicht Manches unterlassen, was ihr Leben hätte in den letzten Jahren erhellen und verschönen können, — ob er ihren stillen Sinn nicht oftmals tief betrübt durch seine Härte gegen seine Tochter.

Seine Tochter! Ja, das war es! Der Gedanke an Cäcilie wollte ihn jetzt gar nicht mehr verlassen. Es war wohl natürlich, daß er an sie dachte in seiner Einsamkeit, aber nie zuvor hatte er seines Kindes sich erinnert wie eben jetzt, mit sehnender Reue und bitterem Schmerz. Wenn sie gewußt hätte, wie krank die Mutter gewesen, sie wäre wohl im Drange ihrer Kindesliebe an ihr Sterbebett geeilt, — aber wie sollte diese Nachricht zu ihr gelangen?

Er saß eines Abends in düstern Gedanken in dem verlassenen Lehnstuhl, den seine Frau sonst eingenommen. Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, Cäcilie an das Krankenbett der Mutter zu rufen, ja wäre es ihm nicht eine Wohlthat in dem eigenen Schmerze gewesen, vereint mit dem verstoßenen und doch einst so geliebten Kinde an dem frischaufgeworfenen Hügel

der Entschlafenen zu stehen? Er deckte die Hand über die Augen, aus denen zwei schwere Thränen über die runzligen Wangen rollten, — aber, was war denn das? Schien es ihm doch, als wenn er neben sich leise weinen und schluchzen höre, — er wollte aufspringen, nach der Ursache des seltsamen Tones forschen, aber schon hatten ihn zwei weiche Arme umschlungen, eine thränennasse Wange schmiegte sich an die seine und eine zitternde Stimme flüsterte ihm zu: „Vater, lieber, lieber Vater!“

Und er hatte nicht die Kraft die zärtlichen Arme von sich zu stoßen, er drückte das blonde Haupt an seine Brust, das sich an ihn lehnte, und sprach den Namen aus, den er jahrelang nicht mehr über seine Lippen gebracht: „Cäcilie, mein Kind.“

Sie richtete sich endlich empor. „Hast Du mir verziehen, Vater?“ fragte sie sanft. „Sieh, ich komme heut noch einmal Deine Verzeihung zu erflehen dafür, daß ich Dich vor Jahren verließ, um dem Manne zu folgen, den ich liebte. Damals mußte ich von Dir gehen, weil meine Pflicht mich zu ihm zog, heute komme ich zu Dir, der Du einsam und verlassen bist,

und bitte Dich: nimm mich wieder als Deine Tochter an. — Mein Vater, ich bin nicht das geworden, was Du wünschtest, eine berühmte Künstlerin, aber ich bin eines Künstlers glückliche Frau, und in seinem Ruhme will ich immerdar froh und zufrieden sein. — Rudolph ist mit mir hier und meine Kinder, — ach, mein kleiner Knabe ist daran schuld, daß ich nicht kommen konnte, die liebe, gute Mutter zu pflegen. O Vater, könnte ich es Dir sagen, welch ein Schmerz es für mich war, nicht noch einmal in der Mutter gute, treue Augen sehen, nicht ihre Hand küssen zu können, die so lange und so liebevoll für mich gearbeitet und gesorgt."

Ihre Stimme erstickte in Schluchzen und auch Walther konnte kein Wort hervorbringen, aber er hielt die Hand der Tochter fest in der seinen und sie fühlte, zwischen ihnen gab es keine Schranke mehr.

„Nicht wahr," fuhr sie fort, „Du wirst nun auch Rudolph verzeihen und ihm freundlich begegnen? O, wenn Du wüßtest, wie er mich liebt, wie gut er ist! Und unsre Kinder! Die kleine Aline hat die liebe Mutter noch gesehen, den süßen Knaben aber nicht mehr; ich denke immer, er sähe Dir ähnlich, und wir

haben ihn nach Deinem Lieblingsmeister und dem meinen Wolfgang Amadeus genannt. — Darf ich Dir nicht Deine Enkel zeigen, damit auch Du sie ein wenig liebgewinnst?“

Der Musikdirector hatte sich allmälich gefaßt. „Bringe mir Deinen Mann und Deine Kinder, Cäcilie,“ sagte er, „ich bin hart und unversöhnlich gewesen, ich will nachholen, was ich versäumt.“

Cäcilie eilte hinaus; kurze Zeit darauf saß die kleine Familie um den runden Tisch in der Mitte des Zimmers versammelt und es war eine seltsam gemischte Stimmung voll Glück und Trauer, die Aller Gemüther beherrschte. Der Musikdirector hielt sein Enkeltöchterchen auf den Knieen, das sich in seiner lebhaft-zutraulichen Art sogleich mit dem Großvater befreundet, und während er dem unverständlichen Geplauder der Kleinen zu folgen sich bemühte, sprach er ernst und liebreich zu dem Schwiegersohne, der neben ihm saß und dem er erst jetzt die vollen Sohnesrechte eingeräumt. Cäcilie aber neigte sich über die improvisirte Korbwiege ihres kleinen Wolfgang Amadeus, und während sie mit leiser Stimme ihn in den Schlaf sang, fielen vereinzelte Thränen auf des Kindes zartes Köpfchen; sie wußte

nicht, war es Freude, war es Schmerz, was sie erpreßte?

Der Musikdirector hatte, den Bitten seiner Kinder nachgebend, sich entschlossen, seinen bisherigen Wohnort mit München zu vertauschen, und dieser Umzug sollte, wie es namentlich Rudolph und Cäcilie wünschten, in kürzester Zeit stattfinden. Cäcilie blieb daher für einige Zeit im Vaterhause, um die erforderlichen Vorkehrungen dazu zu treffen, während Rudolph verschiedene dringende Arbeiten zurück nach München riefen.

„Ist es nicht seltsam," sagte der junge Künstler, als er mit seiner Frau am Arme durch den Garten schritt, die Plätze aufsuchend, die Beiden besonders liebe Erinnerungen hervorriefen, „ist es nicht seltsam, daß mir diese unsre erste Trennung, trotz aller frohen Hoffnung, die sich an unser Wiedersehen knüpft, so schwer wird? Wie hast Du mich verwöhnt, meine herzige kleine Frau! Ich weiß noch gar nicht, wie ich ohne Dich die langen, langen Tage zu Ende bringen werde; die gute Großmutter wird einen schweren Stand mit mir haben. Und doch bin ich glücklich über Dein Hiersein, denn nun wird auch die letzte Wolke schwinden, die meiner Cilla Stirn so oft beschattet."

Sie schmiegte sich liebevoll an ihn. „Ich werde mir Mühe geben, Vaters Umzug recht, recht schnell zu bewerkstelligen," sagte sie, „denkst Du denn, ich würde mich nicht eben so sehr nach Dir sehnen, wie Du Dich nach mir? Ach, Rudolph, weißt Du noch, wie wir uns hier unter dem Birnbaume Lebewohl sagten? Damals hätten wir nicht gedacht, daß wir nach einigen Jahren als Mann und Frau darunter stehen würden."

„Dank Dir, daß wir es können," sprach er innig, „Dank Deinem Muthe, Deiner aufopfernden Liebe, die mir Gesundheit, Lebensfreudigkeit und Hoffnung wiedergab. Was wäre aus mir geworden, wenn Du damals nicht Deine liebe Hand in die meine gelegt und mit mir hinaus in die ungewisse Zukunft gegangen wärest? Doch, sieh einmal," brach er ab, als er ihre blauen Augen sich mit Thränen füllen sah, „unser Plauderstübchen auf der Laube ist fast in Trümmer zerfallen, und doch ist es mir jeden Augenblick, als müßte ich hinaufspringen Dir entgegen, während Aline bei dem Vater ihre Gesangesübungen macht."

Die junge Frau lächelte schon wieder. „Ach, Aline! Wie würde sie sich freuen, wüßte sie, daß Vater uns endlich verziehen. Ob sie wohl in diesem Winter ein-

mal nach München kommt? Ich zweifle fast daran, Italien wird sie wohl für lange Zeit festhalten."

Wolfgang Amadeus erhob in diesem Augenblicke in der Fliederlaube, in welcher er in seinem Korbe schlief, ein durchdringendes Geschrei, das wenig an das Vorbild seines großen Namensvetters erinnerte; die besorgte Mutter eilte zu ihm; Rudolph begab sich in das Haus, um die letzten Reisevorbereitungen zu treffen.

Es war am Tage nach ihres Mannes Abreise, als Cäcilie über München einen Brief mit dem Poststempel „Florenz" erhielt. „Von Aline!" Sie erbrach in freudiger Hast das unerwartete Schreiben. Aline hatte die Gewohnheit ihrer ersten Jugendzeit beibehalten, selten oder nie zu correspondiren; wenn sie überhaupt schrieb, so hatte sie stets den Grund, irgend etwas Besonderes mitzutheilen. Der heutige Brief war in lakonischer Kürze geschrieben.

„In spätestens zehn Tagen denke ich in München einzutreffen," lautete der Schluß, „und freue mich Dich und die lieben Deinen wiederzusehen, ehe ich „nach Hause" gehe. Staune nicht über dieses letzte Wort, Cäcilie, mündlich will ich Dir mittheilen, wie es ge-

kommen. Ehe ich jedoch Euch sehe, will ich nach T., um Deinen Vater, meinen verehrten alten Lehrer, zu besuchen."

Cäcilie drehte den Brief hin und her; er war dem Datum nach fast acht Tage alt; so konnte sie also der Freundin Ankunft jeden Augenblick im Hause des Vaters erwarten. Athemlos vor unruhiger Erwartung eilte sie zu dem Musikdirector, der in seinem Zimmer saß und seine Bibliothek ordnete. Die Nachricht, die ihm seine Tochter mittheilte, rief einen freudigen Schimmer in seinen Zügen hervor. Er hatte für seine jetzt so berühmte Schülerin stets eine besondere Vorliebe gehabt und freute sich unwillkürlich auf ein Wiedersehen mit ihr.

Er selbst drängte Cäcilie dazu, die Ankunft des nächsten Zuges auf dem Bahnhof draußen zu erwarten, und er kam damit ihrem Wunsche zuvor.

Ihr Herz zog sie mehr als je zu der Freundin, in deren Leben sie irgend eine bedeutsame Wendung vermuthen mußte. Aber für heute wurde ihre Ungeduld noch nicht befriedigt; erst am Abend des zweiten Tages entdeckte ihr suchendes Auge unter den wenigen Ankommenden auf dem Perron die hohe Gestalt Alinens,

die auch sie mit staunender Freude bewillkommnete. Auf dem kurzen Wege bis zum Vaterhause war Aline bereits von aller Trauer und Freude in Kenntniß gesetzt, die in den verflossenen Monaten Cäciliens Herz bewegt; sie selbst hatte der jungen Frau von ihren Erlebnissen noch nichts mitgetheilt.

Es war ein eigenes Gefühl für sie, jetzt, auf dem Wege zum Elternhause zurück, das Haus noch einmal zu betreten, in welchem sie, sich selbst und ihrer Liebe entfliehend, vor Jahren ein Asyl suchte. Alles schien unverändert wie sonst; auf dem sandbestreuten Flure dehnte sich träge und behaglich der altersgraue Spitz, der jeden Eintretenden mit lautem Bellen zu begrüßen pflegte und auch heute den Ankömmlingen freudig wedelnd entgegen zu springen suchte. Die Treppe dort führte hinauf in des Musikers Arbeitszimmer, hier unten neben dem Eingange zu ebener Erde befand sich die Küche, wo Aline unter Anleitung der mütterlichen Frau, die hier zu walten pflegte, sich so oft mit Cäcilien gemeinsam in der Kunst des Kochens versucht. Ach, das freundliche Gesicht der liebevollen Hausfrau erschien heute nicht wie sonst unter dem gewölbten Thürbogen Aline wandte sich ab, und von plötzlicher Bewegung

ergriffen, eilte sie die Stufen hinauf in das Zimmer des alten Lehrers, zu dessen Füßen Cäciliens Töchterchen spielte, während der kleine Wolfgang friedlich neben ihm schlief.

„Ich finde Ihr Haus vereinsamt, mein väterlicher Freund," sagte Aline nach der ersten Begrüßung, die Hand des alten Mannes in inniger Theilnahme in die ihren nehmend, „aber das frische junge Leben, das ich jetzt darin blühen sehe, nimmt ihm den trüben Eindruck, den ich sonst daraus mit mir hinwegnehmen würde."

Der Musiker legte seine Hand auf seiner Tochter Haupt, die sich ihm genähert. „Hier fand ich unverdient den besten Trost," sagte er, „sie läßt es mich vergessen, daß ich einsam geworden bin."

Die kleine Aline unterbrach mit ihrem kindlichen Jauchzen die momentane Stille, die sich nach des Vaters letzten Worten gebildet; die Sängerin wandte sich zu den Kindern der Freundin; Cäcilie eilte, ihrer Hausfrauenpflichten eingedenk, hinab in die Küche. Als sie wieder in das Zimmer trat, fand sie Aline am Klaviere sitzen und dem einstigen Lehrer einige seiner Lieblingsarien und Lieder singend.

„Ihre Stimme hat seit dem Besuche, den Sie uns vor zwei Jahren machten, nichts von ihrer Fülle, ihrem Reichthum eingebüßt," sagte der Musikdirector mit sichtlicher Freude, „ich möchte eher meinen, daß sie an Umfang und Wohlklang zugenommen. Möge sie Ihnen noch recht recht lange so erhalten bleiben, um Ihnen die Fähigkeit zu geben, Andre zu entzücken."

Aline blickte nachdenkend vor sich hin. „Was werden Sie dann sagen, mein lieber Lehrer," sprach sie, „wenn ich Ihnen mittheile, daß ich gesonnen bin, mich für einige Zeit von der Bühne zurückzuziehen? Ich kehre nach Hause zu meinen Eltern zurück, die ich in Italien unverhofft wiedergefunden."

Cäcilie machte keine Bemerkung zu dieser Eröffnung Alinens, die ihr aus dem Brief derselben bereits bekannt war; sie wünschte diesen Punkt mit der Freundin allein zu erörtern. Der Musikdirector blickte einigermaßen erstaunt darein.

„Was ich dazu sagen werde, Aline?" fragte er. „Ich kann Ihnen nur prophezeien, was ich an so vielen Beispielen schon erlebt: die Kunst giebt ihre Jünger niemals ganz frei; früher oder später werden

Sie zur Bühne zurückkehren, der Sie zur Zierde gereichen."

Aline schwieg; sie fühlte die tiefe Wahrheit, die in seinen Worten lag. Wollte sie denn überhaupt ihre Kunst aufgeben, die ihr so theuer geworden? War es nicht vielmehr ein Versuch, um zu erproben, wie stark, wie ruhig ihr Herz geworden?

Als sie am späten Abend desselben Tages sich in ihr Zimmer zurückzog, das nämliche Zimmer, in welchem sie vor Jahren gewohnt, trat Cäcilie bei ihr ein, um wie sonst mit ihr zu plaudern. Jetzt erst berührte sie die Frage, die seit dem Empfange jenes letzten Briefes sie unausgesetzt beschäftigt: welcher Umstand es gewesen, der ihre Rückkehr in das Elternhaus bestimmt. Aline zögerte einen Augenblick, ehe sie erwiederte:

„Weißt Du, was Heimweh ist, Cäcilie? Nein, Du weißt es nicht. Wer stets von Liebe umgeben war, sei es Eltern, sei es Gattenliebe, kennt diese tödtlichste aller Krankheiten nicht. Ich aber lernte sie kennen, so tief und schmerzlich, daß ich meinte, vor Sterbenssehnsucht draußen in der fremden kalten Welt vergehen zu müssen, und mir war es dann zu Muthe wie jenem Wander-

vogel, der mit gebrochenem Flügel vergebens sein heimathliches Nest zu erreichen sucht."

Aus dem Munde der gefeierten Künstlerin klangen diese Worte seltsam traurig; Cäcilie schlang in unbewußtem Mitempfinden ihren Arm um der Freundin Schulter und lehnte ihr Antlitz an Alinens Wange.

„Ich möchte mich so gerne freuen, daß Du zu Deiner Mutter zurückkehrst, die Du früher so sehr geliebt," sagte sie herzlich, „ich weiß wohl, daß Du Dich trotz all Deiner Triumphe niemals so glücklich fühltest, als ich Dir es gewünscht. Aber auch jetzt gewahre ich nichts von der Freude an Dir, die ich bei einer solchen Heimkehr erwartet hätte."

Aline streichelte sanft Cäciliens Haar. „Vielleicht kleidet sich meine Freude nur in ein fremdartiges Gewand," meinte sie mit schwachem Lächeln, „und hält uns das, was wir erreicht, je auch nur einen Theil dessen, was wir uns davon versprochen? Ich fühlte nach den Erschütterungen, die ich in der letzten Zeit zu durchkämpfen hatte, den heißen Wunsch, für einige Zeit von allen Schmerzen auszuruhen, dort auszuruhen, wo man mich ein wenig liebte und Geduld und Nachsicht mit mir hätte. Vielleicht, wenn ich längere Zeit noch mein gewohntes

Leben fortgesetzt, ich hätte mich aufgerieben in der Leidenschaftlichkeit, mit der ich mich in meine Rollen stürzte, als dem Einzigen, was mir noch volle Befriedigung gewährte. — Da kam mein Stiefvater, mich durch seine Ueberredung zu bestimmen, ihm zurück in die Heimath zu folgen; er erweckte in mir von Neuem die Sehnsucht nach meiner Mutter, die ich längst in mir geschwunden wähnte, — Du weißt nicht, wie er zu überzeugen versteht, — ich ergab mich und versprach zu kommen."

„Und wirst Du Dich nun wohler fühlen in Deinem Elternhause, als bisher?" fragte Cäcilie dringend. „Du sagtest es mir nie und doch glaubte ich stets, es sei Dein Stiefvater gewesen, der Deine Entfernung verursacht."

Ein seltsamer Ausdruck zuckte über Alinens Züge hin. „Es ist wahr, in unserm Hause war damals für ihn und mich nicht Raum; Einer von uns mußte es verlassen; doch, es sind viele Jahre darüber hingegangen, Cäcilie, ich wünsche und hoffe, daß wir jetzt wie gute Freunde miteinander verkehren werden."

Cäcilie ahnte den Doppelsinn nicht, der in Alinens Antwort lag; sie war, wie sie es in der Mädchenzeit

zu thun pflegte, zu der Freundin Füßen niedergekniet und hatte den Kopf in ihren Schooß gelegt.

„Darf ich noch eine Frage an Dich richten, meine Aline?“ sagte sie leise, fast schüchtern. „Du hast noch mit keinem Worte Constantin Aldringen's erwähnt. Regt sich in Deinem Herzen noch immer nichts für ihn, der Dich so sehr liebt? Hast Du ihn nicht wiedergesehen, seit wir uns im vorigen Jahre trennten?“

„Ich sah ihn im Frühling dieses Jahres in Florenz und denke seiner, werde seiner stets als eines der edelsten, besten Menschen gedenken, die mir je im Leben nahe getreten. Möge er mich vergessen und durch ein andres Weib das Glück empfangen, das ich ihm so von Herzen wünsche und ihm doch niemals zu geben im Stande wäre.“

„Wie anders wird mir München nun erscheinen, als früher,“ meinte Cäcilie betrübt; „Du kommst nicht mehr dorthin, der Fürst nicht mehr und unser gemeinsamer Freund, Albert Normann, ist todt.“

„Ja, Cilla, und der Verlust dieser beiden Freunde, Albert's, den der Tod mir raubte, Constantin's, den ich von mir mußte gehen heißen, war es auch vorzugsweise, was mich die eigene Einsamkeit doppelt tief

empfinden ließ. Vielleicht bedarf es nur einer kurzen Zeit völliger Erholung für mich im Kreise der Meinen und ich kehre mit neuen Kräften zur Bühne zurück, vielleicht auch dient diese Zeit grade dazu, mich erkennen zu lassen, daß nur Eins in meinem Leben sich mir treu und unwandelbar erwiesen: meine Kunst."

Aline blieb länger als eine Woche noch im Hause des alten Lehrers; dann schied sie daraus, um ihre Reise nach Berlin fortzusetzen, wo die Ihren sie bereits mit lebhafter Ungeduld erwarteten. Frau von Hohenau hatte ihre Tochter zum ersten Male nach der Trennung in Florenz wiedergesehen, wohin sie in dem Drange ihrer Sehnsucht geeilt, ehe es noch Aline möglich geworden, während ihres dort abgeschlossenen Contractes, einen kurzen Urlaub zur Reise nach Nizza zu erwirken. Das Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter war liebevoll und warm gewesen. Ihres Versprechens Victor gegenüber eingedenk, berührte Frau von Hohenau die Vergangenheit mit keinem Worte und Aline, ahnungslos, wem sie diese zarte Rücksicht schuldete, nahm dieses Unterlassen jeder Frage, jedes Vorwurfes als einen Beweis der nievermin derten Mutterliebe mit heißer Dankbarkeit entgegen.

Freilich empfanden beide Frauen fast sogleich, nachdem die erste stürmische Erregung sich gelegt, in welch verschiedener Weise die verflossenen Jahre der Trennung innerlich auf sie gewirkt. Leonie betrachtete die stolze selbstbewußte Künstlerin, die sie ihre Tochter nannte, mit einer Art scheuen Erstaunens; sie freilich hatte nicht das Geringste von der hingebenden Weiblichkeit eingebüßt, die stets einen Grundzug ihres Wesens gebildet, und sie bewunderte im Stillen Aline, die mit einer so unbeirrten Sicherheit aufzutreten und zu handeln wußte. Weniger indessen vermochte ihr zarter Frauensinn sich zu dem Enthusiasmus hinreißen zu lassen, den selbst der Baron theilte, wenn er Aline auf der Bühne sah.

„Mir ist es, als sei Aline gar nicht meine Tochter mehr," sagte Leonie einst nach einer prächtigen Normaaufführung zu ihrem Gatten, „diese fremde, wildblickende Sängerin mit dem aufgelösten Haar und den leidenschaftlichen Geberden macht mir eher einen unheimlichen Eindruck, als daß ich sie als meine Aline von ehemals in die Arme schließen möchte."

Der Legationsrath lächelte; er selbst dachte anders; er bewunderte vielmehr die stolze Kraft, die seine Stief-

tochter zu dem gemacht, was sie geworden, den festen Willen, mit dem sie trotz aller Schwierigkeiten sich eine glänzende Stellung in der Bühnenwelt errungen. Er besaß auch ein zu feines Urtheil auf dem Gebiete der Kunst, um nicht die tiefe Leidenschaftlichkeit, die seine Gattin so oft in Alinens Rollenauffassung abstieß, als einen hohen Reiz derselben anzuerkennen.

Nur, was aus des Herzens Tiefen emporquillt, geht zum Herzen, — würde Aline fähig gewesen sein, ihre Zuhörer so widerstandslos mit sich fortzureißen, wenn sie die Kraft ihrer Darstellung nicht aus der Fülle eigener Empfindung geschöpft?

Nach den vorläufig getroffenen Dispositionen wollte das Hohenau'sche Paar während der Dauer von Alinens Engagement in Florenz nach Mailand und an den Comersee gehen und im Herbste in Berlin mit ihrer Tochter zusammentreffen. Aline begab sich von ihrem Besuche bei Cäcilie und ihrem Vater sofort dahin.

„Jetzt nicht mehr die Sängerin, jetzt nur noch Eure Tochter," sagte sie bei dem Wiedersehen mit ihrer Mutter, ihr Haupt an die Schulter derselben legend.

Frau von Hohenau blickte etwas ungewiß darein. „Wird es Dir denn aber auch in unsrer stillen Häus-

lichkeit gefallen?“ fragte sie besorgt. „Du bist ein andres und bewegtes Leben gewöhnt.“

„Und habe mich oft hinaus in die Stille gesehnt,“ entgegnete Aline; „glaube mir, meine geliebte Mama, es ist mir ein unendlich wohlthuendes Gefühl, nach langer, langer Zeit wieder zu Hause zu sein.“

Leonie hätte gern gefragt, warum Aline sich denn einst ohne Grund dieses Glück verscherzt, aber sie schwieg und liebkoste gedankenvoll der Tochter Haar, das zu der Mutter stillem Unbehagen auch heute wieder so echt phantastisch und theatralisch aufgesteckt war.

Trotz ihrer herzlichen Liebe zu Alinen mußte sie es sich immer wieder gestehen, daß die Tochter ihrem Ideal der Weiblichkeit durchaus nicht immer entspräche. Aline hatte sich eben so schnell in die Gewohnheiten des Elternhauses zu finden gewußt, wie sie es vor Jahren in die Anforderungen und die Lebensweise einer kleinen Bürgerfamilie vermocht, — weil sie eben wollte, aber an ihrer Künstlernatur war manche kleine Eigenheit haften geblieben, die sie in der Freiheit ihres sonstigen Lebens kaum beachtet, die indessen in den Augen ihrer Mutter nur zu oft Anstoß zu erregen im Stande war.

„Es ist doch sehr viel schwerer, als ich gedacht, eine Künstlerin zur Tochter zu haben," äußerte Frau von Hohenau einst halb scherzend, halb klagend zu ihrem Gemahl, „wenn ich Aline doch nur ein einziges Mal sich kleiden und sich bewegen sähe, wie andre Menschen!"

Victor blickte von seinem Zeitungsblatte auf. „Was meinst Du damit, liebe Leonie?" sprach er erstaunt. „Ich habe noch gar nichts Außergewöhnliches an ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen entdeckt."

„So seid Ihr Männer!" schmollte Leonie.

„Sieh sie Dir nur einmal an; welches Mädchen aus unsern Kreisen würde sich jemals so gekleidet haben?"

Victor schaute durch die Glasthür, die in den Salon führte; Aline saß am Pianino, das ihr Stiefvater sogleich nach ihrer Ankunft für sie hatte kommen lassen, und sang eine Arie aus „Tannhäuser". Das ausdrucksvolle Profil, das sich in klaren Umrissen von der dunklen Zimmerwand abhob, war den Beschauern zugewandt, die Augen irrten träumerisch in die Ferne, sie sah wie ein lebendes Bild aus, als sie so mit nachlässig geordnetem Haar, in dem eine eben erblühte weiße Camelie befestigt war, in dem weithin fließenden

dunkelrothen Seidengewande, das eine reiche Garnitur von weißem Federbesatz umgab, an dem Instrumente saß.

Victor's Auge erfaßte unwillkürlich nur das Malerische des Anblicks, während ihre Mutter mit beklommenem Blicke die „auffallende" Toilette Alinens musterte, in der die Tochter sie heute am Ende gar in die Aufführung des „Faust" begleiten wollte, die im Opernhause stattfand.

„Ob ich ihr nicht noch sagen soll, sie möchte sich für heute Abend umkleiden?" fragte Frau von Hohenau zweifelnd.

„Thue das nicht, liebe Leonie," begütigte ihr Gatte. „Wir können durchaus nichts zu erzwingen suchen, was vorläufig Alinen noch fremd und ungewohnt ist. Wenn sie erst längere Zeit in Deiner Nähe ist, wird sich dergleichen ganz unbewußt finden."

Aline selbst ahnte nichts von diesen oft unbehaglichen Empfindungen ihrer Mutter in Betreff ihres eigenen Auftretens, sie empfand für jetzt nur das wohlthuende Gefühl des Daheimseins; sie war lebhafter und heiterer, als seit langer Zeit, und überredete sich, daß dies das Glück sei, nach dem ihr Herz verlangte. War nicht ihre Mutter gütig und liebevoll zu ihr, wie

sonst, verkehrte sie nicht mit ihm, ihrem Stiefvater, so harmlos und unbefangen, wie mit einem langjährigen Freunde? Gewiß, die ewig mahnende, ewig sehnende Stimme in ihrem Herzen war endlich stumm geworden; sie war ja vollkommen zufrieden, vollkommen ruhig in seiner Nähe, was konnte sie mehr verlangen?

Wenn die heiße Gluth unsrer Seele sich in langem Kampfe verzehrte, dann meinen wir in blinder Selbsttäuschung oft, daß der Funke selbst erstickt sei, der einst jenes lodernde Feuer entzündet, aber unter der Asche glimmt und flimmert es fort, — verborgen und unmerklich, bis ein neuer, oft nur geringer Anlaß die bekämpfte Gluth zu neuer Flamme entfacht.

Aline jedoch war weit davon entfernt, eine solche Gefahr auch nur zu muthmaßen; sie wollte glücklich sein, — darum gab sie sich Mühe, niemals sich ganz klar darüber zu werden, wie ihr gegenwärtiges Glück beschaffen sei. Und sie sprach mit dem Legationsrath über Kunst und Wissenschaft in derselben leichten anregenden Weise, wie sie es mit jedem Fremden gethan haben würde, — sie fuhr mit ihrer Mutter spazieren oder saß mit einer Handarbeit beschäftigt neben ihr; — ihre liebste Beschäftigung aber war vom ersten

Tage ihres Aufenthaltes im Elternhause der Verkehr mit Armgard, ihrem Schwesterchen, gewesen, — Leonie's und Victor's jetzt einzigem Kinde.

Die Kleine hatte vom ersten Augenblicke an eine lebhafte Vorliebe für die erwachsene Schwester gefaßt und der innige und liebevolle Verkehr Alinens mit dem Kinde versöhnte ihre Mutter immer wieder mit dem übrigen Benehmen ihrer Tochter. Alinens erste Frage, wenn sie von einem Ausgange heimkehrte, galt stets dem Kinde und das kleine blondlockige Mädchen entfloh regelmäßig mit einem Freudenschrei der Aufsicht ihrer Bonne, um sich in die geöffneten Arme der Schwester zu stürzen.

Wirklich behielt Frau von Hohenau mit ihrer Befürchtung für den heutigen Abend Recht; Aline änderte nichts an ihrer Toilette, sondern vervollständigte sie noch durch eine Perlenschnur, die sie durch ihr Haar schlang, und ein kostbares Spitzenfichu, das Hals und Schultern verhüllte.

Alle Operngläser richteten sich sehr bald auf die Loge, in der die fremdartig prächtige Erscheinung saß; Frau von Hohenau fühlte sich durch das sichtbare Aufsehen, das ihre Tochter erregte, im höchsten Grade be-

unruhigt und gepeinigt; sie begriff nicht, wie Aline es gar nicht zu bemerken schien, daß Aller Augen auf ihr hafteten, und sie begriff eben so wenig das ruhige Lächeln, mit dem der Legationsrath, hinter ihrem Stuhle stehend, die Scene zu beobachten vermochte. — Aline dagegen plauderte völlig unbefangen mit den von so verschiedenen Gefühlen bewegten Eltern; sie war es seit dem Beginne ihrer Künstlerlaufbahn gewohnt gewesen der Mittelpunkt allgemeinen Interesses zu sein; sie gewahrte es auch heute kaum.

Ihre Mutter athmete erleichtert auf, als der Vorhang nach dem zweiten Acte endlich fiel und sie die Loge verlassen konnte, um sich in die Foyers zu begeben. Aber o Schrecken! Unter der Zahl Derer, die die kühleren Räume draußen aufsuchten, entdeckte Aline unerwartet eine ihr aus früherer Zeit persönlich bekannte Sängerin. Lebhaft und sorglos schritt sie auf sie zu, sie zu begrüßen; ein kurzes Gespräch knüpfte sich zwischen Beiden an, dem sich sehr bald ein Opernsänger zugesellte, mit dem Aline bei einem ihrer Gastspiele öfters zusammen aufgetreten war. Frau von Hohenau betrachtete mit sehr getheilten Empfindungen die kleine plaudernde Gruppe, als plötzlich ihr Gemahl

ihr einen Fremden vorzustellen kam, den russischen Gesandten, der ihn wenige Minuten zuvor angeredet. Leonie sah sich durch das entspinnende Gespräch für einige Minuten ihrer Beobachtung Alinens entzogen, als zu ihrem erneuten Unbehagen der Gesandte sich mit der Frage zu ihrem Gatten wandte: „Ich sah vorhin in Ihrer Loge jene Dame dort, die mit Fräulein Grün spricht. Ist es eine Bekannte von Ihnen?“

„Es ist unsre älteste Tochter,“ entgegnete Victor sehr ruhig.

„Ihr Fräulein Tochter?“ wiederholte der Russe nachdenkend, „und doch glaubte ich in ihr eine berühmte Sängerin zu erkennen, die ich im vorigen Jahre öfters in Petersburg bewunderte.“

Frau von Hohenau erwartete in athemloser Spannung, was ihr Gatte sagen würde, und war nicht wenig überrascht, als sie ihn mit eben so großem Gleichmuth, wie vorhin, antworten hörte: „Sie ist dieselbe, Herr Graf; unter dem Namen Amina Blandini war sie eine der hervorragendsten Sängerinnen, welche je die Bühne betreten.“

An diesem Abende konnte es auch Aline nicht entgehen, daß ihre Mutter sichtlich verstimmt sei; Leonie's

natürliche Güte gewann freilich schnell wieder über diese Regung die Oberhand, aber Aline fühlte mit raschem Instincte heraus, daß irgend etwas in ihrem heutigen Benehmen den Anforderungen zuwider gewesen sein mußte, die ihre Mutter an die Beobachtung vollkommenster Formen zu stellen pflegte.

„Es würde mir von Herzen leid thun, wenn ich Mama durch irgend etwas gestern Abend verletzt haben sollte," sagte Aline am andern Morgen zu ihrem Stiefvater, als sie sich bei dem gemeinsamen Frühstück zum ersten Male sahen; Leonie schlief noch, Armgard aber saß, wie ein Vögelchen, auf Alinens Schooße und spielte mit einem Medaillon, das die Schwester am Halse trug.

„Wodurch meinst Du es gethan zu haben?" fragte Victor gelassen.

„Ich weiß es selbst kaum," erwiederte Aline. „Vielleicht war es ein Verstoß gegen die gewohnte Etikette, die ich draußen in der Welt und auch in fremden Ländern verlernt. Ich war freilich auch bisher stets achtlos und hochmüthig genug, um mich in keine der üblichen Formen pressen zu lassen, sondern so zu handeln und mich zu benehmen, wie ich vor

meinen mir selbst gegebenen Gesetzen bestehen konnte. — Du siehst," fügte sie schwermüthig lächelnd hinzu, „die Komödiantin paßt nicht mehr in Eure Kreise; sie hätte bleiben sollen, wo Du sie trafest."

„Nicht doch, Aline," sagte er freundlich, „der Vorwurf, den Du Dir jetzt machst, trifft uns selbst. Du passest in Deiner stolzen Unabhängigkeit vortrefflich in jeden Kreis, wir aber vergessen in dem uns angeborenen Kastenhochmuth nur zu oft, welche Berechtigung wir Denen einräumen müßten, die, unbeirrt um das kleinliche Urtheil Anderer, ihre eigenen Bahnen wandeln, als die wahrhaft Freien und einzig Nachahmungswerthen von uns Allen."

Aline streichelte sinnend des Kindes Haupt. „Und eine solche Berechtigung gestehst Du mir zu?" fragte sie ungewiß. „Und doch weiß ich, daß auch Du einst jedes Heraustreten aus den engen Schranken, die Sitte und Gewohnheit dem Weibe angewiesen, strenge zu tadeln geneigt warst."

„Mißverstehe mich nicht, mein theures Kind," entgegnete er mild. „Wenn ich in früheren Jahren unsrer wilden Rose manchen herben Tadel nicht ersparte, so betraf dies ein dem jetzigen sehr entferntes

Gebiet. Was ich damals mißbilligen mußte, waren hier und da die Unbesonnenheiten eines jungen ungestümen Mädchens, was ich heute anerkenne, ist die Freiheit Deines Geistes, die, obwohl sie in meinen Augen noch niemals die ihr gebührenden Schranken überschritt, keine nichtige Menschenfurcht, keine Besorgniß vor dem Gerede Derer kennt, die wir „die Welt“ nennen.“

Mit welch inniger Güte er ihren gestrigen Verstoß in ein warmes Lob umzuwandeln wußte! Aline wandte hastig ihre Blicke ab, die einen Moment den seinen begegnet; ein Etwas durchzuckte sie, über das sie sich nicht Rechenschaft abzulegen vermochte, — heiß und überwältigend; sie beugte sich zu dem Kinde nieder, das noch immer mit ihrem Medaillon spielte, aber aus den zu ihr aufgeschlagenen Augen Arngard's blickten sie jene andern an, denen sie soeben zu entfliehen trachtete, und sie preßte das Kind an ihre Brust und küßte die dunklen Sterne, die so ernst und fragend auf ihr ruhten.

Siebentes Kapitel.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu und ihrer früheren Absicht folgend, war die Familie des Baron von Hohenau seit einiger Zeit nach Brüssel übergesiedelt. Aline befand sich jetzt mehrere Monate unter den Ihren und schien ihre Rückkehr zur Bühne fast vergessen zu haben. Wenigstens meinte ihre Mutter so, die, mit jedem Tage fast, zu ihrer Freude die Bemerkung machte, wie ihre Tochter mehr und mehr das abzulegen sich bestrebte, was die Baronin das „theatralische Wesen" an ihr nannte.

Sie ahnte freilich nicht, daß es nicht ihr Einfluß sei, der diese Aenderung bewerkstelligt. Aline meinte trotz der milden Worte ihres Stiefvaters doch Grund zu haben, manche kleine Aeußerlichkeit abzustreifen, die sein vielleicht ganz unbewußtes Mißfallen erregen

konnte; die leuchtenden Farben, besonders das purpurne Roth, in das sie sich mit Vorliebe gekleidet, verschwand, um anspruchsloseren Stoffen Platz zu machen, das reiche dunkle Haar wurde in einen einfachen Knoten geschlungen, seit er einmal geäußert, daß er die übertriebenen Frisuren der jetzigen Mode nicht bevorzuge, und Leonie gestand sich mit großer Befriedigung ein, wie schnell sich Aline dem Herkommen und dem Charakter ihres Hauses anzupassen wisse. Sie begann erst jetzt sich ganz mit Alinens Künstlerlaufbahn auszusöhnen und betrat Brüssel in der hoffnungsvollsten Erwartung eines angenehmen Winters.

Die nothwendigen Besuche in dem Verwandtenkreise wurden gemacht; Aline fand sich mit sicherstem Tacte in die ziemlich steife Geselligkeit, deren Opfer sie jetzt geworden, — anders waren freilich die heitren Künstlerfeste gewesen, an denen sie in früheren Jahren so oft Theil genommen.

Für das Neujahrsfest hatten ihre Mutter und ihr Stiefvater eine Einladung auf einen benachbarten Landsitz angenommen, wo im Hause eines Verwandten eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Aline hatte noch keinen Besuch dort gemacht und zu ihrer geheimen Freude

war die Einladung auf sie nicht mit ausgedehnt worden.

„Wir hätten die Einladung nur unter der Bedingung annehmen sollen, Dich mitzubringen," bemerkte Victor, „und ich würde mir auch jetzt noch kein Gewissen daraus machen, Dich ohne Weiteres dort einzuführen."

„Oh, nicht doch," wehrte Aline lachend ab, „ich bin gar nicht vergnügungssüchtig, glaube mir das, und bleibe sehr gern zu Hause."

„Nun so wirst Du wenigstens Armgard zur Gesellschaft hier behalten, die wir der kalten Fahrt über Land nicht aussetzen mögen und die wir jetzt ja auch ohne Sorgen zurücklassen können, da wir sie unter Deiner Obhut wissen."

„Ich will sie Dir getreu behüten," sagte Aline warm, aber sie erschrak im nächsten Augenblicke über ihre eigenen Worte, als sie den rasch prüfenden Ausdruck gewahrte, mit dem er sie betrachtete.

Die kleine Armgard schien sich auch unter Alinens Aufsicht sehr wohl zu fühlen und die Abwesenheit der Eltern leichter zu verschmerzen, als sie es sonst gethan. Sie spielte den ganzen Tag in Alinens Zimmer, die

das Kind mit heißer Zärtlichkeit liebte und selbst zum Kinde wurde bei ihrem Scherzen und Plaudern.

Zwei Tage waren so mit ungewohnter Schnelle vergangen, am Abend des folgenden erwartete man die Eltern zurück; Armgard sprach viel von Papa und Mama, die morgen wieder bei ihr sein würden, bis sie am Abend früher als sonst ihr Spiel verließ und sich an Aline schmiegte, die sie liebevoll in ihre Arme nahm.

„Soll ich Dich zu Bette bringen, mein Herzenskind?“ fragte sie zärtlich.

Die Kleine nickte; die Schwester erhob sich und trug das Kind hinüber in sein Schlafzimmer, um es mit Hülfe der Bonne zu entkleiden. Dann setzte sie sich an das Bettchen Armgard's um bei ihr zu bleiben, bis sie eingeschlafen sei. Die Kleine streckte ihr noch einmal die Aermchen entgegen.

„Gute Nacht, liebe, liebe Ina,“ sagte sie schmeichelnd, „nun noch einen Kuß für Dich, — einen für Mama und einen, den schönsten, für Papa.“

Aline zuckte leise zusammen bei den letzten Worten; es war ihr, als könne sie diesen Kuß nicht von den reinen Kinderlippen nehmen; war es Täuschung, daß

sie meinte, Armgard's Lippen seien heute ungewöhnlich heiß und brennend?

Als sie eine halbe Stunde später ihr eigenes Zimmer aufsuchte, trug ihr Angesicht einen eigenthümlich düstern Ausdruck. Sie warf sich in die Ecke ihres Sophas und versank in Nachdenken. Hatte sie klug und recht gehandelt, als sie zurück in dieses Haus gekommen, derselben Versuchung begegnend, der sie vor Jahren schon einmal erlegen? Und waren die Kämpfe der verflossenen Jahre so ganz, ganz nutzlos gewesen? Ihr Sehnen war erfüllt; sie war „zu Hause" im Kreise der Ihren, die sie liebten und ihr täglich dies zu beweisen strebten; was waren es nur für schmerzlich wilde Gedanken, die plötzlich unaufhaltsam, tief beängstigend durch ihre Seele stürmten?

Sie legte die Hand an die glühende Stirn. „Ich will wieder fort," murmelte sie, „ich kann, ich darf nicht länger bleiben."

Stunden verrannen; sie achtete es nicht; die Lampe vor ihr auf dem Tische flackerte wie im Verlöschen und immer noch saß Aline mit ihren Zweifeln, ihren Kämpfen allein in dem dämmrigen Zimmer.

Da — sie schreckte zusammen; hatte es nicht an

ihre Thür geklopft? Sie erhob sich, um zu öffnen; vor ihr stand, in sichtlicher Bestürzung, die französische Bonne ihres Schwesterchens.

„Was wünschen Sie, Clarence?“ fragte Aline überrascht.

„Ach, gnädiges Fräulein,“ sagte die Schweizerin in ihrem halbgebrochenen Deutsch,„ich möchte Sie bitten, doch einmal hinüber zu Armgard zu kommen; die Kleine scheint nicht wohl zu sein und hat einen so schrecklichen Husten, daß ich mir gar nicht zu helfen weiß.“

Aline war unter ihren Worten bereits hinüber an das Bettchen des Kindes geeilt; Armgard lag jetzt anscheinend ruhig in den Kissen; nur die Hände griffen zuweilen nach dem fieberheißen Köpfchen und nach dem Halse, als wenn Beides sie schmerze, bald jedoch bewegte sich der kleine Körper unruhig hin und her, sie athmete mühsam und beängstigt, bis ein entsetzlicher Hustenanfall sie ergriff, der das zarte kleine Wesen zu ersticken drohte.

Aline wußte sehr wenig von Kinderkrankheiten, diesen furchtbaren Husten aber hatte sie schon einmal bei Cäciliens ältestem Kinde gehört.

„Um Gottes willen, die Kleine ist ernstlich krank," rief sie entsetzt aus; „wir müssen zum Arzte schicken. Wo ist Johann? Er muß augenblicklich fort."

Aber in der nächsten Secunde erinnerte sie sich, daß der Diener schon vor längerer Zeit die Erlaubniß erhalten hatte, mit seiner Braut, dem hübschen Hausmädchen, einen Neujahrsball zu besuchen und daher nicht zu Hause sei; das Kammermädchen hatte die Baronin auf das Land begleitet; sie war mit der Schweizerin allein.

„Clarence, so müssen Sie gehen," sagte sie, sich an die Bonne wendend.

„Ach, gnädiges Fräulein," war die furchtsame Erwiederung, „ich bin ja erst seit acht Tagen hier und kenne keine einzige Straße in der großen fremden Stadt."

„Gut, dann werde ich selbst den Arzt holen," erklärte Aline entschlossen und ein Blick auf das heftig athmende Kind bestärkte ihren Vorsatz.

Die höchste Gefahr schien ihr für der Kleinen Leben vorhanden zu sein, sie dachte nicht daran, was ihr selbst drohen könne, wenn sie, selbst halb fremd in Brüssel, tief in der Nacht allein durch die Straßen

irre; den ersten besten Mantel sich umwerfend, das Haupt nur von einem leichten Tuche umhüllt, eilte sie die Treppe hinab, um einen Arzt zu suchen.

Der Schnee lag hoch in den vom Gaslicht matterleuchteten Straßen, ein schneidender Wind trieb der hastig vorwärts Schreitenden eisige Flockenwolken von den beschneiten Dächern in das Gesicht; sie fühlte es nicht; sie wußte jetzt nur, daß wenige hundert Schritte entfernt ein Arzt wohnen müsse und daß sie ihn so schnell als möglich an das Bett ihres Schwesterchens zu rufen habe. Das Haus war erreicht, sie zog die Glocke. Eine alte Dienerin öffnete; der Arzt war nicht zu Hause, er befand sich in einer Gesellschaft und würde schwerlich vor mehreren Stunden wiederkommen; ein zweiter Arzt wohne zehn Minuten weiter, antwortete die Dienerin auf Alinens angstvolle Frage.

Weiter und weiter durch den tiefen Schnee, der naßkalt durch ihre dünnen Atlasstiefelchen drang, durch den pfeifenden Wind, die glitzernden schimmernden Straßen. Aline eilte mit fliegendem Athem, klopfenden Pulsen vorwärts; die breite, von Bäumen begrenzte Straße, in die sie einbog, begann sich jetzt mehr und mehr zu füllen; es mußte irgend eine Festlichkeit zu

Ende sein. Schaaren von lachenden plaudernden Menschen kamen lärmend dahergezogen.

„Warum so allein, schönes Kind?“ hörte sich Aline plötzlich anreden. Eine zudringliche Hand legte sich um ihre Taille; sie stieß einen Schrei aus und, sich losreißend, floh sie auf die andre Seite der Straße, auf der in diesem Momente sich nur vereinzelte Fußgänger zeigten. Aline lehnte sich einige Secunden erschöpft an das eiserne Gitter, das einen vor ihr befindlichen Garten umschloß, der Mond, der durch zerrissenes Gewölk sich Bahn gebrochen, fiel hell auf das todtenblasse Gesicht, von dem das umhüllende Tuch zurückgesunken, und die großen angstvollen Augen.

Aus einem der benachbarten Häuser waren jetzt zwei Herren getreten; unwillkürlich hemmten Beide ihre Schritte, als sie die dunkle Gestalt am Gitter erblickten, Aline wandte sich um, — ein schwacher Ausruf des Erstaunens, — ein plötzliches Erkennen: „Constantin!“ „Aline!“

Er fing die Zusammensinkende in seinen Armen auf. „Aline, wie um's Himmels willen kommen Sie zu dieser Stunde hierher?“

Sie hatte sich schon wieder gefaßt und mit erneu-

tem Schrecken sich des Zweckes ihres Ausganges erinnert.

„Ich suche einen Arzt," antwortete sie athemlos, „mein Schwesterchen ist sehr krank; ach, und ich irre schon seit einer halben Stunde umher, ohne einen finden zu können."

Er richtete keine Frage weiter an sie; so seltsam und überraschend ihm auch ihr Erscheinen und ihre Worte vorkamen, er sah an der ganzen Verstörung ihres Wesens, an der sichtlichen Angst, die sie beherrschte, daß etwas Ungewöhnliches sich für sie ereignet haben müsse, und dies war ihm genug, um ihr augenblicklich beizustehen.

„Ein Arzt wohnt, so viel ich weiß, hier ganz in der Nähe," sagte er, „ich werde sogleich selbst zu ihm gehen; sagen Sie mir nur, was es für eine Krankheit sein könne, die Sie bei einem Ihrer Familienmitglieder vermuthen, vielleicht könnte der Arzt dann sogleich irgend ein geeignetes Mittel oder sonst etwas Nothwendiges mitbringen."

„Ich danke, oh, ich danke Ihnen," flüsterte Aline, „ich fürchte, das Kind hat Bräune; sie hustet so schrecklich und schien dabei fast zu ersticken."

„Ich werde es dem Arzte mittheilen," sagte Constantin, „aber nun, Aline, muß ich darauf dringen, daß Sie sofort nach Hause znrückkehren. Wie leicht Sie gekleidet sind, Sie selbst können sich bis auf den Tod erkältet haben! — Delarive," wandte er sich an seinen Begleiter, der ein stummer Zeuge dieses eigenthümlichen Auftrittes gewesen, „thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie voran nach Nr. 20, Doctor von Baren oder seine Leute herauszuklingeln. — Ich werde inzwischen die Dame hier zu einem der Fiaker bringen, die drüben an der Ecke halten."

Er hatte Alinens Arm in den seinen gelegt und führte sie über die Straße.

„Seien Sie versichert, daß ich Alles auf das Pünktlichste für Sie besorgen werde," sprach er beruhigend; „zum Glück ist mir der Charakter dieser Kinderkrankheit von meinen kleinen Schwestern her bekannt; treffe ich den Arzt nicht, so bringe ich Ihnen gleich selbst die nöthigen Mittel aus der nächsten Apotheke mit, die so schnell wie möglich angewendet werden müssen."

Sie hatten die Wagen erreicht; der Fürst ließ sich die Wohnung Alinens nennen. „Und nun verlieren Sie den Muth nicht, Aline," fügte er noch hinzu, als

er ihr in den Fiaker half, „in spätestens einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen.“

Aline konnte nur dankend seine Hand drücken; sie fand nicht Zeit über die seltsame Fügung nachzusinnen, die grade diesen Mann wieder in ihren Lebensweg geführt; ihr ganzes Herz zog sie zurück zu dem kranken Kinde, dessen Zustand sich unterdessen vielleicht verschlimmert hatte. — Sie flog die Treppe zu ihrer Wohnung hinan und eilte in das Schlafzimmer; die Kleine lag mit keuchender Brust in ihrem Bettchen, sie schien die Schwester nicht zu erkennen, die erschöpft an ihrem Lager niedersank. —

„Wenn der Arzt doch nur käme oder Constantin!“ war der einzige Gedanke, der Alinens Brust erfüllte; — die Minuten schlichen träge und langsam dahin; — Wagen auf Wagen rollte draußen vorüber, doch kein einziger hielt vor ihrem Hause. Aline stöhnte laut; Cäcilie hatte ihr gesagt, daß keine Krankheit ein Kinderleben schneller dahinraffe, als die Bräune, — da plötzlich ertönte die Glocke unten im Hause, die Schweizerin eilte hinab, um zu öffnen, eine Minute später stand Constantin an dem Bettchen des Kindes.

„Ich traf Doctor van Baren im Begriffe zu einem

Schwerkranken zu gehen," sagte er, „in einer Stunde denkt er jedoch hier zu sein. Er gab mir aus seiner Hausapotheke die nöthigen Mittel und auch die genauesten Instructionen, sie anzuwenden; wir wollen hoffen, daß noch nichts versäumt sei."

Ein furchtbarer Erstickungsanfall des kranken Kindes schnitt seine Worte ab; Aline stieß einen dumpfen Angstschrei aus; ihre Hände preßten sich krampfhaft zusammen.

„O, mein Gott, mein Gott," schluchzte sie, „nimm mein Leben; rette, rette das Kind!"

Constantin gab der Bonne einige rasche Aufträge; Aline sah wie geistesabwesend mit an, wie er der Kleinen mit geschickter Hand die mitgebrachte Arznei einflößte und sich bemühte, eine Anzahl Blutegel an den schlanken Kinderhals zu legen.

„Aengstigen Sie sich doch nicht so, Aline," tröstete er, „noch ist ja nichts verloren und wenn überhaupt Hülfe zur rechten Zeit eintrifft, ist Bräune schnell zu überwinden. Wie oft haben wir in meinem Elternhause mit dieser Krankheit zu thun gehabt und meine Stiefmama pflegte auf unsrer etwas abgelegenen Besitzung stets die Mittel dagegen im Hause zu haben.

Einstmals aber waren sie ihr dennoch ausgegangen und ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich in meinem ungestümen Rittereifer mich selbst auf des Reitknechts Pferd warf und in die nächste Stadt jagte, um die verlangten Medicamente zu holen."

„Meine Eltern haben schon ein Kind an der Bräune verloren," sagte Aline aufgeregt, „und," setzte sie in ihrer Seelenangst, wie zu sich selbst sprechend hinzu, „er — er vertraute mir sein Kind zur Obhut an, — wenn er es nicht mehr fände, — ach, ich stürbe, wenn er auch dieses Kind, gleichsam durch meine Schuld, verlieren sollte!"

Der letzte der Blutegel, den Constantin soeben aus dem Glase genommen, fiel zu Boden; die Hand bebte merklich, die ihn jetzt an den Hals des Kindes legte.

Was wollten ihre Worte sagen? In wessen Hause befand er sich und wem gehörte das Kind, für dessen Leben sie so zitterte? Die sichtliche Todesangst, die sich in der Haltung, in den Zügen des Mädchens malte, schien ihm durch die Besorgniß für ein Schwesterchen nicht ganz gerechtfertigt zu sein. — Er sah die Seelenqual, mit der sie sich über das kranke Kind neigte, er hörte die halbabgebrochenen Laute einer fast wahn-

sinnigen Zärtlichkeit, dazwischen leidenschaftliche Gebetesworte: „Erhalte ihm das Kind, nimm mein Leben für das seine!“ — Wer war der Mann, für dessen Kind sie in so tiefer Verzweiflung rang? — Ein Chaos widerstreitender Gedanken durchwogte seinen Geist, er mußte sich gewaltsam fassen, um seine Aufmerksamkeit dem röchelnden, keuchenden Kinde zuzuwenden.

Die gegebenen Mittel begannen zu wirken; die Erstickungsanfälle kehrten nicht wieder; die kleine Brust begann sich freier zu heben; Constantin wies die Bonne an, das Blut von des Kindes Hals zu trocknen, das aus den kleinen Wunden rann. Ein Wagen hielt jetzt vor dem Hause.

„Es wird Doctor von Baren sein,“ sagte Constantin und verließ seinen Platz, um ihm entgegenzugehen. Der Arzt trat an das Bettchen des Kindes, es prüfend betrachtend, Armgard lag sichtlich erleichtert in den Kissen, der Athem ging noch immer unregelmäßig, aber bedeutend ruhiger, die Händchen hatten die trockene Hitze verloren und griffen nicht mehr unruhig suchend umher, wie zuvor. Aline beobachtete in verzehrender Spannung des Arztes Gesicht, das seine volle Ruhe beibehalten, als er es nach beendeter Prüfung jetzt erhob.

„Die Gefahr ist vorüber," sagte er freundlich zu Aline, die er für die Mutter des Kindes halten mochte, „jetzt nur noch die nöthige Ruhe und Schonung und Ihr Töchterchen wird leben."

Aline brach in ein convulsivisches Schluchzen aus; nach der entsetzlichen Erregung der letzten Stunden mußte diese Freudenbotschaft sie überwältigen; sie fand keine andre Antwort darauf, als heiße Thränen.

Der Arzt wandte sich mit einigen weiteren Verordnungen an Constantin. „Es war allerdings hohe Zeit, Durchlaucht," fügte er hinzu, „daß hier eingeschritten wurde. Die Bräune pflegt keine Umstände zu machen; eine Stunde Zögerung kann oft die schlimmste Wendung herbeiführen. Nun, morgen früh werde ich nachsehen kommen, was Ihre kleine Patientin macht."

Der Fürst antwortete nicht; er fand es nicht für angemessen, den Arzt darüber aufzuklären, was seine Gegenwart zu so später Stunde hier veranlaßt und daß ihm das Kind, an dessen Bettchen er stand, völlig fremd sei. Als Doctor van Baren das Zimmer verlassen, wandte er sich zu Aline, die jetzt neben dem Lager ihres Schwesterchens saß und sie mit stummem Dankgefühl betrachtete.

„Mein Amt ist hier zu Ende, Aline," sagte er, „ich lasse Sie jetzt mit der frohen Gewißheit zurück, daß Ihr — Ihr Schwesterchen Ihnen erhalten bleibt, und danke dem Zufall, der mich in Ihren Weg geführt, um Ihnen einen Schmerz ersparen zu können."

Aline hatte sich ihm genähert und seine Hände ergriffen. „Sie retteten mir mehr als mein Leben, Constantin," flüsterte sie leidenschaftlich, sich ihm entgegenneigend, „fortan gehört mein Leben Ihnen." — Dann aber legte sich ein Schleier über ihre Augen; sie sank bewußtlos auf den Teppich nieder.

Herr und Frau von Hohenau kehrten in den Vormittagsstunden des folgenden Tages von ihrem Ausfluge zurück, um zu ihrer nicht geringen Bestürzung von den Ereignissen der letzten Nacht zu hören. Die Bonne theilte ihnen mit vieler Weitschweifigkeit mit, welche Angst sie ausgestanden und wie Mademoiselle endlich selbst nach einem Arzte geeilt sei, deren denn auch in der verflossenen Nacht zwei bei Armgard gewesen. Das gnädige Fräulein habe sich aber in der Sorge um das Kind so aufgeregt, daß sie heute ernstlich unwohl zu sein scheine, denn sie habe, mit Aus-

nahme eines kurzen Besuches bei der Kleinen, ihr Zimmer noch nicht verlassen.

Die bewegten Eltern eilten sogleich hinüber zu Aline, die in leisem Halbschlaf auf ihrem Sopha lag. Leonie umarmte sie mit Freudenthränen, Victor küßte die Hand, die sie ihm entgegen hielt, die sich aber sogleich erschrocken wieder zurückzog.

„Aber, meine Aline," sagte jetzt die Mutter besorgt, der Tochter bleiches Antlitz musternd, „Du selbst scheinst mir ernstlich krank zu sein; gewiß hast Du Dich bei Deiner Aufopferung für unsere Kleine selbst erkältet."

Aline versuchte zu lächeln. „Ich fühle mich allerdings etwas unwohl und habe Hals- und Brustschmerzen," sagte sie, „aber das wird vorübergehen und ich danke Gott, daß Armgard gerettet ist."

„Nun, jedenfalls soll der Arzt, der ja wohl bald kommen muß, Dich sogleich sehen," erwiederte die Mutter, „Clarence erzählte mir von zweien, die hier gewesen; wen hast Du denn geholt?"

„Der erste war kein Arzt," berichtete Aline mit offenbarer Anstrengung, kaum hörbar, „es war Fürst Aldringen, den ich von früher her kenne und den ich zufällig auf der Straße traf, als ich zu Doctor van Baren gehen wollte."

Sie theilte in wenigen Worten den Eltern den thätigen Antheil mit, den Constantin an der Rettung des Kindes gehabt, der Legationsrath und seine Gattin hörten staunend zu.

„Fürst Aldringen?“ wiederholte Victor nachdenkend. „Ich lernte einen jungen Fürsten dieses Namens kurz vor meiner Verheirathung in Neapel kennen; er war aus Steiermark; mit seinem älteren Bruder, der in der Schweiz verunglückte, bin ich im Nesselrode'schen Hause öfters zusammengetroffen.“

„Es ist derselbe,“ war Alinens Antwort.

„Er war ein vortrefflicher junger Mann, dieser Fürst Constantin,“ fuhr der Legationsrath fort, „und er scheint geblieben zu sein, was er damals war: lebhaft, warmherzig und stets zur Hülfe bereit. Ich werde ihm noch heute meinen Besuch machen, wenn ich ihn auffinden kann. Hast Du ihm Deinen jetzigen Namen oder den meinen genannt?“

„Nein, ich vergaß es.“

Es wurde indessen Victor nicht allzuschwer, des Fürsten Wohnung zu erforschen; Constantin befand sich erst seit wenigen Tagen hier, um einen Universitätsfreund zu besuchen; sein Name stand bereits in

der Fremdenliste und der Legationsrath begab sich noch an dem nämlichen Tage zu ihm. Es drängte ihn, dem jungen Manne seinen Dank auszusprechen, der, nächst Aline, sein Kind gerettet.

Constantin lehnte gedankenvoll in einem tiefen Fauteuil am Fenster, als der Baron von Hohenau ihm gemeldet wurde; er blickte einigermaßen befremdet auf, der Name war ihm nur noch dunkel erinnerlich. Er trat ihm indessen mit der Artigkeit eines vollendeten Weltmannes entgegen und lud ihn höflich ein, Platz zu nehmen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Baron?“

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen noch bekannt bin, Durchlaucht,“ begannn der Legationsrath, „aber selbst auf die Gefahr hin, Ihnen heute vielleicht ungelegen zu kommen, konnte ich mir es nicht versagen, Ihnen meinen wärmsten Dank für den großen Dienst auszusprechen, den Sie mir geleistet.“

Constantin heftete seine Augen voll Erstaunen auf des Sprechers Gesicht.

„Ich Ihnen, Herr Legationsrath?“ entgegnete er. „So gern ich Ihnen meine Dienste zur Verfügung

stellen möchte, so glaube ich in diesem Falle doch, daß es sich um ein Mißverständniß handle."

„Doch nicht, Durchlaucht," sagte Victor warm. „Ich danke Ihnen seit heute Nacht ein mir sehr theures Gut, das Leben meines einzigen Kindes, zu dessen Rettung Sie, wie ich durch meine älteste Tochter Aline erfuhr, so wesentlich viel beigetragen."

„Ihre Tochter Aline!!"

Der Fürst war erbleichend aufgesprungen; ein Schleier schien vor seinen Augen zu zerreißen, aber das ungeahnte blendende Licht, das ihn erfüllte, war so schreckenerregend, so betäubend, daß er einiger Minuten bedurfte, um sich zu sammeln.

Jetzt schaute seinerseits Victor ihn mit erstaunten Blicken an. „Was ist Ihnen, Durchlaucht?" fragte er besorgt, als er die Veränderung in des jungen Mannes Zügen wahrnahm.

„Verzeihen Sie," murmelte Constantin, der sich noch immer vergebens zu fassen, vergebens die gewohnte weltmännische Beherrschung wiederzufinden suchte. „Ich ahnte nicht, daß jenes Kind das Ihre, noch daß Signora Aninna Ihre Tochter sei."

„Sie ist die Tochter erster Ehe meiner Frau,"

erklärte Victor, „vor neun Jahren heirathete ich ihre Mutter, die Wittwe des früheren Ministers von Saldern; bald darauf jedoch verließ Aline unser Haus, um, ihrer Neigung nach, sich zur Bühne vorzubereiten.“

„Aus Liebe zur Kunst!“ dachte Constantin mit schneidender Bitterkeit, während ihm mit einem Male das dunkle Räthsel klar wurde, das Alinens Leben verdüstert. — Der Mann, den sie geliebt, den sie geflohen und den sie nicht vergessen konnte, — der Mann, um dessen willen sie ihn zurückgewiesen, — für dessen Kind sie so namenlos gezittert, — es war ihr Stiefvater! Es brauf'te vor seinen Ohren, — er machte noch eine gewaltsame Anstrengung, um seine furchtbare Erschütterung zu bemeistern.

„Ich wußte nie etwas von den nähern Verhältnissen der Signora Blandini,“ sagte er gepreßt, „ich lernte sie kennen, als sie bereits auf der Höhe ihres Ruhmes stand, und sah sie zum letzten Male im Frühling des vorigen Jahres in Florenz.“

„Kurz vor dem Zeitpunkt also, da wir mit ihr dort zusammentrafen,“ erwiederte Victor, „sie folgte unsern Bitten damals zu uns zurückzukehren und ist seit einigen Monaten wieder unsre Hausgenossin; hoffentlich

auf recht lange Zeit. Sie hat uns durch ihre treue Sorge für unser Töchterchen zu tiefem Danke verpflichtet und wir bedauern es innig, daß sie ihre Aufopferung mit eigener Krankheit bezahlen muß."

„Aline — krank?" Die Worte wurden, wie unwillkürlich, in solcher Hast hervorgestoßen, daß der Legationsrath abermals aufschaute.

„Sie scheint sich bei ihrem Gange nach dem Arzte heute Nacht sehr stark erkältet zu haben und wir wünschen und hoffen nur, daß keine ernstere Gefahr im Anzuge sei. Doctor van Baren, der vor einigen Stunden bei ihr war, wollte uns noch keine definitive Auskunft geben."

„Ich glaube Fürst Aldringen liebt unsre Aline," sagte der Baron zu seiner Frau, als er nach Hause zurückgekehrt war. „Eine sonderbarere Scene erlebte ich noch nie, als die heutige; ich kann Dir keinen Begriff von der Aufregung machen, in der er sich befand, sobald ich vorübergehend nur ihren Namen nannte."

„Nun, so gebe Gott, daß Aline endlich einmal für einen Mann wie diesen empfinden lernt," meinte Frau von Hohenau, „ich begreife es nicht, wie ein Mädchen,

wie sie, ihr ganzes Leben hindurch so unempfindlich für die Liebe bleiben kann."

Aber die ernste Sorge, zu der Alinens Zustand sehr bald Anlaß gab, verdrängte diese Wünsche und Hoffnungen eben so schnell, wie sie gekommen waren, eine heftige Hals- und Lungenentzündung hielt Aline tage- und wochenlang an das Krankenbett gefesselt und die besorgten Eltern zitterten mehr als einmal für ihr Leben. Dank ihrer Jugendkraft jedoch und der sorgsamsten Pflege erholte sich Aline langsam wieder; als der strenge Frost des Januars sich gebrochen, um mildern Lüften Platz zu machen, konnte sie, auf dem Sopha liegend, stundenlang schon wieder unter den Ihren weilen.

Es war ein Tag innigster Freude für Alle, als Aline zum ersten Male das Krankenzimmer wieder verließ, um in den kleinen Salon hinabzukommen, in dem ihre Eltern den Thee einzunehmen pflegten. Des Barons Aufmerksamkeit hatte das Gemach in einen Garten blühender Topfgewächse verwandelt, Armgard stürzte der langentbehrten Schwester jubelnd entgegen und Leonie küßte wieder und wieder die neugeschenkte Tochter, die Retterin ihres Lieblingskindes.

Aline lächelte dankbar den Geliebten zu, wie sie doch Alle um sie gesorgt, für sie gezittert hatten, ach, war es nicht schön, so geliebt zu sein? — Und doch und doch, o unzufriedenes Herz, — sie fühlte es mit unabweislicher Gewißheit, daß ihres Bleibens nicht länger mehr in diesem Hause sein dürfe. Jene Nacht voll Angst und Sorge an dem Krankenbette des Kindes hatte sie entsetzlich klar werden lassen über die Selbsttäuschung, in die sie sich bisher hineingelebt. Nein, sie wollte wieder fort, dorthin zurückkehren, wo ihre einzige Heimath war und sein mußte: zu ihrer Kunst.

„Ich hatte eigentlich die Absicht, Dich zu fragen, ob es Dir möglich sein würde, heut den ganzen Abend bei uns zu verleben," sagte Victor im Laufe des Gespräches, „indessen, Du scheinst Gottlob! ja so weit erholt, um uns ohne Frage diese freundliche Aussicht zu gewähren. Ein uns Beiden gemeinsamer Bekannter, Fürst Aldringen, wird mich nämlich heute besuchen und sich gewiß freuen, auch Dich dann wieder hergestellt zu sehen."

Alinens bleiche Wangen rötheten sich leicht. „Er ist willkommen," sagte sie nur, dann versank sie in nachdenkliches Schweigen.

Sie entsann sich deutlich des verheißungsvollen Wortes, mit dem sie von Constantin geschieden; würde er neue Hoffnungen auf diese unerwartete Zusage gebaut haben? Wohl kaum! Sie kannte seinen Edelsinn zu gut, um nicht zu wissen, daß er niemals ein Recht in Anspruch nehmen würde, das ihm die Aufregung einer heißen Stunde zugesichert, aber sie fühlte eben so genau, daß sie sich durch ihr gegebenes Wort gebunden halten würde, wenn er es verlangte.

Sein Benehmen indessen bot zu einer solchen Voraussetzung wenig Grund; er trat ihr mit der Ruhe und Gelassenheit eines langjährigen Freundes entgegen; er sprach ihr in warmen Worten seine Freude aus, sie wieder wohler zu sehen, und nahm dann neben dem Sopha Platz, auf dem sie ruhte. Nur etwas stiller als sonst kam er ihr vor und seine Augen scheinen mehrmals forschend sich in die ihren zu senken, als wolle er in ihres Herzens geheimste Tiefen schauen. Ob er jener bewegten Abschiedsstunde im fernen Florenz gedachte, in der er für ein ganzes Leben von ihr zu scheiden meinte? Ob er zu ergründen suchte, welche Wandlungen ihr Herz seitdem durchgemacht und ob es endlich, endlich für ihn empfinden gelernt? Das Schick-

sal hatte sie zusammengeführt, da Beide es am wenigsten erwartet, und Constantin schien dieser Fügung nicht mehr ausweichen zu wollen; er hatte anfänglich die Absicht gehabt, nur kurze Zeit in Brüssel zu verweilen, Alinens Krankheit jedoch hielt ihn wochenlang dort gefesselt und jetzt, da sie genesen, sprach er von der Abreise nicht mehr.

Er erzählte ihr von den Reisen, die er inzwischen gemacht; es waren ausschließlich nordische Länder, nordische Städte, die er besucht, und sie begriff ihn darin wohl; er sprach von seinen Eltern, seinen Schwestern, von allen Dingen, die sie möglicherweise interessiren konnten, und als sie ermüdet vom Zuhören schien, wandte er sich an den Legationsrath und vertiefte sich mit ihm in ein eingehendes Gespräch über politische Verhältnisse. Victor von Hohenau empfand für den Fürsten eine große Vorliebe, vielleicht nur deshalb, weil derselbe in angenehm berührender Weise eine Ausnahme der Jugend bildete, die der Legationsrath in seinem vielbewegten Leben kennen gelernt. Constantin dagegen war es durchaus nicht leicht geworden, mit unbefangenem Wohlwollen dem Manne entgegenzutreten, dem das Herz des Weibes gehörte, das er selbst seit Jahren

leidenschaftlich liebte. Aber seine natürliche Großmuth und Hochherzigkeit gewannen bald den Sieg über die schmerzliche Eifersucht, die sich seiner bemächtigt, und ließen keine der ersten Regungen mehr bei ihm aufkommen.

Und dennoch war es ein eigenes Gefühl, mit dem er den Verkehr Victor's mit seiner Stieftochter beobachtete. Der Fürst besuchte das Hohenau'sche Haus jetzt ziemlich häufig und Leonie sowohl, wie ihr Gatte, schienen seine Besuche, wie begreiflich, einzig aus seinem Interesse für Aline hervorgerufen zu betrachten. Es verstand sich daher für Beide wie von selbst, daß sie den Platz neben Alinens Sopha als ihm allein gehörig ansahen, selbst die Mutter erhob sich augenblicklich von der Seite ihrer Tochter, um Constantin den Sessel neben ihr zu überlassen, und der Fürst nahm den ihm gebotenen Platz stets ohne Widerrede ein, um während seines Aufenthaltes in der Familie ihn fast niemals zu verlassen. Nicht, als ob er seine Unterhaltung ausschließlich an Aline gerichtet; er sprach im Gegentheil oft sehr viel weniger mit ihr, als mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater; es genügte ihm, sie sich nahe zu wissen und von Zeit zu Zeit den Ton ihrer Stimme zu hören.

Aber während er, wie es schien, nur den oberflächlichsten Verkehr mit ihr aufrecht erhielt, that er in ihr Seelenleben tiefere Blicke, als sie selbst es jemals zu ahnen vermochte. Erst jetzt waren alle Räthsel in der Geliebten Leben ihm gelöst, erst jetzt begriff er ihre jahrelangen Kämpfe und die Qualen, die dies heiße Herz darunter erduldet. Und waren diese Kämpfe denn schon vorüber? Sah er nicht täglich, stündlich, wie sie mit sich selbst rang, diese unselige Fessel zu brechen, wie dieses Ringen innerlich an ihrem Leben zehrte?

Wie Constantin den Legationsrath kennen lernte, fand er es begreiflich, daß seiner Gattin zarte Frauenwürde den Sieg über aller Anderer Vorzüge davongetragen; das stolze königliche Weib mit der leidenschaftlichen Seele, der stürmischen Gluth des Empfindens konnte ihm wohl Interesse und Bewunderung einflößen: — sympathisch wäre ihm Aline nie geworden, selbst wenn er frei gewesen.

Der Fürst bemerkte wohl das fliegende Roth auf den Wangen Alinens, wenn ihr Stiefvater unvermuthet in das Zimmer trat, er bemerkte ihre Bewegung bei manchem seiner Worte, aber er bemerkte

auch, wie sie dann, gleichsam zornig über sich selbst, die feinen Hände zusammenballte und den Blick wie rettungsuchend in die Ferne richtete, als erwarte sie von dorther Hülfe, Befreiung aus dieser Qual. — An Victor's unbeirrter Ruhe schienen freilich diese kleinen Scenen ganz ungesehen vorüberzugleiten, Leonie war stets unbefangen und heiter; sie war über alle Vorgänge im Seelenleben ihrer Tochter stets völlig ahnungslos geblieben und ein nur oberflächlicher Beobachter hätte glauben müssen, in diesen vier Personen die glücklichste Familie von der Welt vor sich zu haben.

Aline erholte sich mehr und mehr; mit der wiederkehrenden Gesundheit aber begann sie sich ernstlich mit der Ausführung des Planes zu beschäftigen, der sich seit Wochen schon in ihr befestigt, — zur Bühne zurückzukehren. Constantin schien, zartsinnig genug, ihres Versprechens nicht mehr zu gedenken, — der Aufenthalt im Elternhause wurde ihr täglich mehr zur Pein; ach, sie hatte sich eine Kraft zugetraut, die sie dennoch nicht besaß, als sie im Gefühle ihrer eigenen Vereinsamung sich bestimmen ließ, in die Heimath zurückzukehren, — so wollte sie denn mit dem beginnenden

Frühjahr nach Italien gehen, um die alten Beziehungen dort wieder anzuknüpfen.

Der Flügel in ihrem Zimmer war wochenlang verstummt gewesen, aber jetzt fühlte sich Aline wieder stark und kräftig und ein unwiderstehlicher Drang bemächtigte sich ihrer, eins ihrer Lieblingslieder zu versuchen. Zum ersten Male auch empfand sie heute nicht jenes unbequeme Gefühl im Halse, das sie seit ihrer Krankheit gar nicht mehr verlassen wollte und ihr oft Grund zu geheimer Sorge gegeben. Sie setzte sich an das Clavier; — Schubert's wunderbares Lied „Am Meere" schwebte durch ihre Seele; — allmächtiger Gott, was war das? — Wollten die Töne ihr nicht mehr gehorchen, die sie so oft zu meistern verstanden? Sie setzte zwei-, dreimal ein, — aber jener siegend mächtige Ton voll Klang und Fülle ließ sich nicht mehr vernehmen, nur ein dumpfer heiserer Laut entrang sich ihrer Brust, — mit Blitzesschnelle durchzuckte sie eine entsetzliche Gewißheit, an die zu glauben sie sich bisher stets gesträubt — sie hatte ihre Stimme verloren!

Mit einem lauten Aufschrei warf sich das unglückliche Mädchen auf den Teppich nieder und den Kopf in die Kissen ihres Sophas drückend, überließ sie sich

dem wilden Ausbruche eines fast maßlosen Schmerzes. — Es war ihr, als wenn der Tag rings umher sich in tiefe Nacht verwandelt, seit diese ihre höchste Hoffnung schwand. Sie war fortan der Kunst gestorben, die herrliche Stimme, die Tausende entzückt, Tausende noch zu entzücken vermocht hätte, — sie war zerstört auf immerdar; — alle heißen Schmerzen ihres vergangenen Lebens schienen jetzt in diesem einen zusammenzufließen, — rings um sich erblickte sie Verzweiflung und tödtlichen Gram, — die Gegenwart voll verborgener Kämpfe, stummer Qualen, die Zukunft trostlos öde, ohne Licht und Stern!

Am Abend dieses Tages lag Aline im heftigsten Fieber und der herbeigerufene Arzt bemühte sich vergebens, die furchtbare Aufregung zu dämpfen, in der sich seine Patientin befand. Von ihren Eltern wurde ihr Unglück sehr verschiedenartig aufgefaßt.

„Es thut mir leid um Aline," sagte die Baronin, als sie heute allein mit ihrem Gatten im Theezimmer saß, „aber andrerseits finde ich eine solche Verzweiflung in diesem Falle doch nicht ganz motivirt. Mein Gott, man sollte glauben, es sei ihr das theuerste Wesen von

der Welt gestorben, wenn man sie in diesem Schmerze sieht."

Victor antwortete nicht sogleich; er vermochte tiefer als seine Frau in das Innere Alinens zu blicken und verstand ihren Kummer besser, als ihre Mutter.

„Es ist nicht die Stimme allein, die Aline betrauert," sagte er endlich, „sondern weit mehr das, was sich an den Besitz eines so kostbaren Gutes knüpft. Aline hat mit ihrer Stimme zugleich auch ihre Zukunft verloren, denn, glaube mir, früher oder später wäre sie zu ihrer Kunst zurückgekehrt."

„Nun, dann beklage ich sie eigentlich weniger als vorher," meinte Leonie. „Der Gedanke, meine Tochter wieder auf der Bühne zu sehen, ist mir durchaus kein angenehmer. Es mag für ein Mädchen von Alinens Charakter ein stolzes Gefühl sein, so bewundert zu werden, wie sie es war, — ich aber kann mich in dieses Gefühl nicht finden und es eben so wenig begreifen, wie Aline über die verlorenen Triumphe sich so fassungslos geberden kann. Wirklich, meine eigene und lange Zeit einzige Tochter ist mir ganz und gar unverständlich geworden."

„Du beurtheilst Aline zu hart," wandte der Baron

ein, „nicht diese Art gehaltloser Eitelkeit ist es, die ihren jetzigen Schmerz verursacht. Der Künstler denkt ja zunächst kaum an die eigenen Triumphe, wenn er, dem inneren Drange folgend, Anderer Blicken das enthüllt, was in seiner Brust lebte und zum Lichte rang. Und daß dieser heiße Künstlerdrang fortan ungestillt bleiben muß, daß sie ihr unvergleichliches Talent für immer vielleicht in sich begraben muß, das ist es, was Alinens Trauer veranlaßt, und das begreife ich."

Frau von Hohenau blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin; dann lächelte sie liebevoll zu ihrem Gatten hinüber: „Du verstehst jede Empfindung in so schöne Worte zu kleiden und ihr einen so wahrhaften Ausdruck zu geben, daß es Dir gar nicht schwer wird mich zu überzeugen, Alinen diesmal Unrecht gethan zu haben. — Nun, laß uns hoffen, daß sie diesen Schlag überwinden werde; wir wollen ihr treulich dazu helfen. Doch, hast Du den Fürsten schon gesehen? Was wird er zu diesem Ereigniß sagen?"

„Ich sprach ihn heute einen Moment, als ich gegen Abend nach Hause kam," erwiederte der Legationsrath, „und ich bemitleidete ihn gewissermaßen, als ich seine sichtliche Bestürzung sah. Er schien von Alinens Un-

glück so völlig eingenommen, daß er während der kurzen Strecke, die wir zusammengingen, nicht zwei Worte mit mir sprach."

„Ich verstehe eigentlich nicht, weshalb er sich noch nicht erklärt hat," sagte Leonie, „uns Allen kann es ja längst kein Geheimniß mehr sein, daß er Aline liebt."

„Vielleicht ist er ihrer Gegenliebe noch nicht sicher genug."

„Ach, das ist leider auch wieder ein Punkt in Alinens Charakter, der mir unklar ist," bemerkte die Baronin, „auf wen, ums Himmels willen, wartet sie denn eigentlich? Fürst Aldringen ist, ganz abgesehen von seinen äußeren Verhältnissen, ein Mann, dem jedes Mädchen mit Freuden seine Hand reichen würde."

„Frauenherzen sind unergründlich," sagte der Legationsrath und brachte dann das Gespräch auf andere Dinge. Er hatte Aline einige warme theilnehmende Worte über ihren schmerzlichen Verlust gesagt, die sie nur mit einem trüben Lächeln erwiedert.

Noch weniger Glück hatte ihre Mutter, als sie tröstend zu ihr sprach: „Nun wirst Du für immer bei

uns bleiben, Aline, und wir wollen Dir zu ersetzen suchen, was Du an Wechsel und Zerstreuung draußen entbehrst."

O Qual! Das war es ja, was Aline in heißer Seelenangst aufzucken machte, der Gedanke, daß sie nun hierbleiben müsse in dem theuren und doch so namenlos gefürchteten Hause, daß der Kampf mit ihrem eigenen Selbst von Neuem beginnen würde, — täglich, — stündlich — und daß sie darunter erliegen müsse.

„Du bist sehr gut, Mama," sagte sie, „aber doch erfaßt mich seit einiger Zeit eine unwiderstehliche Sehnsucht, meine zweite Heimath, Italien, wiederzusehen; ich möchte den Sommer dort verleben."

„Du bist ein unruhiger Geist," entgegnete die Baronin, „wie es Dich doch immer hinausdrängt in die Welt! Man sollte meinen, Du könntest Dich in Deinem Elternhause durchaus nicht wohl fühlen."

Sie hatte absichtslos eine tiefe Wahrheit ausgesprochen; oh, wie oft gereicht die Erfüllung unsrer Wünsche uns zu tiefstem Elend! Aline legte die Hand an die schmerzende Stirn und antwortete nichts.

Sie lag in den Vormittagsstunden eines der folgen-

den Tage, in düstrem Sinnen, wie jetzt fast immer, auf ihrem Sopha und starrte in den trüben Februarhimmel, durch den kein Sonnenstrahl sich Bahn zu brechen vermochte, als ihre Mutter, eben im Begriffe auszufahren, sie in einiger Hast zu fragen kam, ob Constantin Aldringen sie sprechen könne. Aline hatte den Fürsten noch nicht seit jenem unglücklichen Tage gesehen, der sie den Verlust ihrer Stimme entdecken ließ, sicherlich kam er, ihr ein Wort des Trostes und der Theilnahme darüber zu sagen, und der Gedanke daran that ihr unwillkürlich wohl.

Die Baronin theilte Constantin mit, daß sein Besuch Aline willkommen sei, dann verabschiedete sie sich mit flüchtigem Gruße von ihm, um zu dem ihrer harrenden Wagen zu eilen; zum ersten Male, seit ihrem Wiedersehen, traf der Fürst die Geliebte allein.

Aline brach bei seinem Anblick in Thränen aus; die Erinnerung früherer Tage, in denen er zu ihr, der Künstlerin, zu kommen pflegte, überwältigte sie einige Minuten vollständig; sie barg ihr Antlitz in den Händen.

„Meine arme Aline!“ sagte Constantin leise. Er sprach nur dieses eine Wort, aber die Bewegung, die

ihn selbst dabei durchzitterte, ließ sie empfinden, daß vielleicht er allein ihren Schmerz ganz zu verstehen wisse; sie richtete sich empor und reichte ihm die Hand.

„Sie finden eine traurige Verwandlung mit mir vorgegangen," sagte sie, indem sie zu lächeln versuchte, „ein Schattenbild dessen, was ich früher war, — ich bin keine Sängerin mehr."

„Ich habe es mit tiefem Schmerze gehört," erwiederte er ernst, „und doch war es mir, als müßten Sie selbst es mir erst bestätigen, ehe ich es zu glauben vermag."

„Es ist so, Constantin; ach, auch ich selbst vermochte es ja nicht zu glauben, bis es mir zur schrecklichen Gewißheit wurde, daß ich für die Kunst auf ewig verloren bin."

„Auf ewig, Aline? Ist das nicht ein zu hartes Wort? Würde nicht ein Aufenthalt in einem milderen Klima Ihnen das verlorene Gut wenigstens theilweise zurückzugeben im Stande sein?"

Sie schüttelte den Kopf. „Der Arzt hat mir fast keine Hoffnung dazu gegeben; er meinte, ich sei in jener — Schreckensnacht zu leichtsinnig mit meiner Gesundheit umgegangen, als daß ich auf eine Wieder-

herstellung hoffen dürfte. Ich selbst wünsche allerdings nach Italien zu gehen; wer weiß jedoch, ob es mir nützen wird?"

„Und nützt es nichts," fragte er zweifelnd, „was dann?"

Sie unterdrückte einen Seufzer. „So kehre ich hierher zurück und lerne zu leben wie ein gewöhnliches Menschenkind."

Er war aufgestanden und trat an das Fenster, — als er nach wenigen Minuten zu ihrem Sopha zurückkehrte, sah er bleicher als sonst, aber entschlossen aus.

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen," begann er, sich wieder an ihre Seite setzend, während seine Augen mit eigenthümlichem Ausdruck auf ihrem blassen Antlitz hafteten. „Ich kannte einst einen thörichten Menschen, der sein Herz an ein Mädchen gehängt hatte, das ihn nicht wieder lieben konnte. Er trennte sich damals von ihr in verzweifelndem Schmerze, meinend, er würde sie niemals wiedersehen. Aber das Geschick hatte es anders bestimmt. Ein Zufall führte ihn mit der Geliebten zusammen unter Umständen, die sie ihm einigermaßen verpflichteten und das Wort, das ihn der-

einst zu beglücken vermocht hätte, es ward ihm zugeflüstert unter dem Einflusse heißer Dankbarkeit. — Aber jener thörichte Mensch fand es wenig großmüthig, des Mädchens furchtbare Erschütterung als Mittel zu gebrauchen, um sich in den Besitz des leidenschaftlich begehrten Gutes zu setzen, und er beschloß die Stunde zu vergessen, die ihm eine so hohe Verheißung gebracht. — Das war damals, Aline; aber es änderten sich die Verhältnisse in einer Weise, wie er es nicht erwartet, noch geahnt. — Er sah das Weib seiner Liebe in einem Kampfe wieder, der ihre stolze Seele zu ersticken drohte; er sah sie unter dem Drucke eines Verhängnisses ringen, an dem selbst ihre Kraft erlahmen mußte, und er sah ihr schönes reiches Leben sich daran verzehren. Giebt es einen Rettungsweg aus solchem Labyrinthe, Aline? — Den einen zeigt uns die Liebe, der andere heißt — Tod! Das sagte sich der Mann, von dem ich Ihnen erzählte, und, was er nie mehr zu thun meinte, — er wagt es heute noch einmal, indem er zu Ihnen spricht: „Aline, willst Du die Meine werden, willst Du die Hand der Rettung ergreifen, die ich Dir jetzt biete? Meine Liebe soll stark genug sein, Dich zum Frieden zu führen, mein Herz soll Deine

Heimath sein, Du arme Heimathlose — Du darfst in diesem Kampfe nicht untergehen.“

Aline äußerte kein Zeichen des Erstaunens, noch des Schreckens bei seinen Worten; ein flüchtiges Roth flog über ihre Wangen, aber sie blieb ruhig und gefaßt, als sie mit tiefem Ernst erwiederte: „Sie kennen jenen Kampf, Sie kennen den unseligen Bann, der auf dem Weibe lastet, das Sie lieben, und dennoch wollen Sie es mit mir wagen, Constantin? Da Sie so gut in meinem Herzen zu lesen verstanden, mußten Sie auch entdecken, daß es öde und todt darinnen ist.“

„Und wäre Alles darin todt und versunken,“ rief er leidenschaftlich, „es wird, es muß zu neuem Leben erstehen. Oh glaube mir, Aline, daß die Liebe Wunder wirken kann. Die düstern Schatten werden weichen, auf meinen Armen trage ich Dich in ein neues Leben hinein. Zum zweiten Male brich die Fesseln, geliebtes Weib, die Dich erdrücken, und laß die dunkle Vergangenheit vergessen und begraben sein.“

Er war im Uebermaße seiner Bewegung ihr zu Füßen gesunken und barg sein Angesicht in ihrem Schooße; zwei schwere Thränen rollten über Alinens

Wangen; sie legte die Hand auf sein Haupt, das an ihrem Herzen ruhte.

„Wenn je ein Mann verdiente glücklich zu sein," sagte sie, „so sind Sie es, Constantin. Bin ich es denn werth, daß Sie die Fülle solcher Liebe an mich verschwenden? Und wird mir jemals die Fähigkeit gegeben sein, Sie so zu beglücken, wie Sie es erwarten dürfen? Ich bringe Ihnen ein krankes Herz entgegen, ich bin nicht einmal mehr das, was Sie einst in mir liebten: eine Künstlerin."

Er hatte sich erhoben und schaute sie mit tiefer Innigkeit an. „War denn die Künstlerin allein das, was ich an Ihnen liebte?" fragte er. „Es war das Weib mit der schönen und hohen Seele, was mich unwiderstehlich zu Ihnen zog. — Das kranke Herz wird wieder heilen, Aline, und die liebe Stimme wollen wir pflegen, bis sie für mich wieder erklingt. Nur fort von hier, aus diesen marternden Banden, in denen sich Dein Herzblut langsam verzehrt, in einem neuen Leben wirst Du vergessen lernen."

Er neigte sich zu ihr herab und küßte ihre Stirn und sie entzog sich ihm nicht. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und flüsterte kaum hörbar das Wort,

das sie für immer an ihn band: „Ich will die Deine sein!“

Es war eine Stunde vergangen, seit Constantin sie verlassen, als Victor in das Zimmer trat; er hielt einen Strauß blühender Veilchen in der Hand, den er seiner Stieftochter reichte.

„Die ersten Boten des Frühlings, Aline,“ sagte er lächelnd, „freilich noch aus dem Treibhause, aber doch duftig genug, um uns an helle Märztage zu erinnern. Nun lasse mit der wiederkehrenden Frühlingssonne auch den traurigen Zug aus Deinem Angesichte schwinden, der jetzt dort so heimisch ist.“

Aline nahm die Blumen mit seltsamem Lächeln entgegen. „Ich danke Dir für Deine Aufmerksamkeit,“ sagte sie, „und nehme sie als die Vorboten einer freundlichen Zukunft an. — Wünsche mir Glück,“ sie schlug die dunklen Augen mit forschendem Blicke zu ihm auf, — „ich habe mich heute mit Constantin Aldringen verlobt.“

Es war ein Ausdruck freudigster Ueberraschung, der über seine Züge flog.

„Du konntest mir keine liebere Nachricht mittheilen,“

sagte er, ihre Hände ergreifend. „Ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück, einen besseren Mann als diesen konnte das Geschick Dir nicht zuführen.“

„Dasselbe denke ich auch,“ erwiederte Aline, während ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit ihr Herz durchdrang.

Wie es ihn doch offenbar erfreute, daß sie ihn verlassen wollte; gewiß, er pries sich glücklich, auf diese Weise von ihr befreit zu werden, — ihr war es, als müsse sie den Mann hassen, der sie wieder und wieder so tief vor sich zu demüthigen wußte.

„Der Fürst wird heute Abend noch einmal kommen, mit Euch zu sprechen und Eure Einwilligung zu erbitten,“ sagte sie kühl, „der Antwort ist er ja wohl von allen Seiten sicher?“

„Allerdings,“ entgegnete der Baron, dem die hörbare Kälte in ihrem Tone befremdend auffiel, „um so mehr, da ich ja keinerlei Macht über Dich habe und es nur eine freundliche Rücksicht seinerseits ist, dergleichen Formen zu beobachten.“

Frau von Hohenau nahm die Verlobung ihrer Tochter mit noch lebhafterer Freude entgegen, als ihr Gemahl. Sie hatte in den letzten Tagen mehr und

mehr empfunden, daß ein längeres, vielleicht beständiges Verweilen Alinens in ihrem Hause weder ihnen selbst, noch ihrer Tochter so angenehm und behaglich sein würde, als sie es anfangs sich vorgestellt. Doch nun verließ ja Aline ihr Haus als Gattin eines liebenswürdigen Mannes, dem Leonie stets geneigt gewesen, und sie begrüßte diesen Wechsel mit einem Gefühl dankbarer Erleichterung.

„Aber ein seltsames Brautpaar sind sie doch," sagte sie an einem der ersten Abende, nachdem Constantin sich bei seiner Verlobten verabschiedet, zu dem Baron, „gütiger Himmel, wir waren doch sicherlich alte Brautleute, Victor, aber so gesetzt und ruhig, ich möchte sagen, steif, sind wir doch nicht gewesen. Er wagt ja kaum, sie zu berühren, und als er ihr heute Gutenacht sagte, da besann er sich wirklich erst, ob er sie küssen sollte, bis sie ihm selbst die Lippen reichte. — Ich glaubte, am ersten Abend sei es Schüchternheit gewesen, aber jetzt — wenn das die Liebe der heutigen Jugend ist, dann bin ich zufrieden, eine alte Frau zu sein."

Der Legationsrath fand stets ein außerordentliches Vergnügen daran, seine Frau in einiger Entrüstung zu

sehen, die mit ihrem sanften Wesen in so grellem Widerspruche stand; diesmal aber verschloß er seine Meinung in sich und fand im Stillen nur, daß Leonie Recht habe.

Constantin und Aline waren durchaus nicht in die Kategorie jener Brautpaare zu rechnen, deren Gesellschaft man schon von ferne aus dem Wege geht, in unbestimmter Furcht, sich allzusehr zu langweilen. Man suchte vergebens bei ihnen nach jenem ausschließlichen Versinken in die Gegenwart des Andern, das auf den unbefangenen Dritten stets einen so unwiderstehlich komischen Eindruck macht. Bei ihnen gab es kein Zurückziehen von den Uebrigen, kein heimliches Flüstern, keine augenfällige und oft so lästige Zärtlichkeit. Wenn Constantin Abends, im Kreise der Familie erscheinend, seine Verlobte mit einem Handkuß begrüßt hatte, so war damit das Maß ihrer bräutlichen Zärtlichkeit erschöpft und sie gehörten ihrer Familie, wie sie es vor ihrer Verlobung gethan. Leonie glaubte zuweilen, daß es der Zwang ihrer und ihres Gatten Gegenwart sei, der sie hindere, sich ausschließlich miteinander zu beschäftigen, aber sie mußte zu ihrer Ueberraschung wahrnehmen, daß weder Constantin noch Aline auch

nur im Geringsten unangenehm davon berührt schienen, wenn ihr Alleinsein von irgend einer dritten Person unterbrochen wurde, und sie mußte sich stets im Stillen wiederholen, daß ihr ein solches Brautpaar ganz und gar befremdend sei.

Aline dagegen dankte ihrem Verlobten von ganzem Herzen die innige Zartheit, mit der er seine Stellung ihr gegenüber einzunehmen wußte; was ihrer Mutter als ein Mangel erschien, empfand sie als einen Beweis seiner tiefsten Liebe.

Achtes Kapitel.

Die Verlobung Alinens war nur in den engsten Kreisen veröffentlicht worden.

„Denjenigen Verwandten, die noch nicht einmal wissen, daß unsere Tochter wieder in unserem Hause ist," sagte der Baron, „haben wir nicht die geringste Verpflichtung, eine Anzeige zu machen. Den Wenigen jedoch, die in unserem Hause verkehren, genügt eine einfache Mittheilung vollkommen."

Die Verlobten waren damit durchaus einverstanden.

„Nur keine Gratulationscour," sprach Aline, „nur keine Fluth nichtssagender Briefe, die ich nicht beantworten würde."

Constantin dagegen wünschte seinem zahlreichen Verwandtenkreise Aline erst als seine Gattin zuzuführen, nur seine Eltern hatte er von seiner Verlobung in

Kenntniß gesetzt, und war dann selbst auf kurze Zeit nach Hause gereist, seines Vaters Einwilligung persönlich sich zu holen.

Fürst Benno von Aldringen war ein Mann von vielseitigen Erfahrungen und unbefangenem Urtheil. Die seiner Familie eigenthümliche Vorliebe für die Künstlerwelt verleugnete sich nicht, als Constantin ihm offen mittheilte, daß seine Braut Jahre hindurch Opernsängerin gewesen sei, und er erhob keinen Einwand gegen eine Verbindung seines jetzt einzigen Sohnes mit der ihm aus unzähligen Berichten wohlbekannten Künstlerin.

„Daß ich es bei Dir mit keiner oberflächlichen Neigung zu thun habe, dafür bürgt mir Dein Charakter," sagte er, die scharfen klugen Augen auf seines Sohnes bewegtes Antlitz heftend. „Zu einer Ehe ohne Liebe werde ich Dich niemals überreden, wenn Deine Wünsche mit Onkel Johann's und den meinen nicht übereinstimmen. Ich habe nur noch Dich und wünsche Leonor's Schicksal" — hier zuckte tiefer Schmerz über sein Gesicht, der Verstorbene war des Vaters Liebling gewesen — „an Dir nicht zum zweiten Male zu erleben. Bringe uns also immerhin Deine Braut oder

Deine Gattin; Annina Blandini hat nicht zu fürchten, daß ich Deine Verbindung mit ihr als eine Mesalliance ansehe. — Vor Deiner Stiefmama jedoch und Deinen Schwestern," setzte er lächelnd hinzu, „wollen wir vorläufig nur von Deiner Braut als der Tochter des verstorbenen Ministers reden; ich zweifle nach Allem, was ich von der Künstlerin gehört, nicht daran, daß sie ihre Herzen gewinnen wird, aber Mama hat ihre eigenen Ansichten, Du weißt es, lieber wäre es mir, wenn ich ihr von dem früheren Berufe Deiner Braut erst Mittheilung machen könnte, nachdem Du uns verlassen."

Damit war die Angelegenheit in für Constantin erwünschter Weise abgeschlossen und er kehrte nach kurzem Aufenthalt im Elternhause wieder nach Brüssel zu Aline zurück, ihr den Erfolg seiner Reise mitzutheilen.

„Unserer Verbindung steht nun nichts mehr im Wege, Aline," sagte er, „nur Du allein hast noch zu bestimmen, wann unser Hochzeitstag festgesetzt werden soll."

War es ein Zufall, daß bei dieser Frage ein leises Frösteln durch ihre Glieder ging? Aber sie hatte es eben so schnell überwunden, wie es gekommen, und ihm die Hand reichend, sagte sie herzlich:

„Wann Du willst, Constantin.“

„So wollen wir unsere Vermählung auf die Mitte des nächsten Monates festsetzen,“ sprach er entschlossen, „sagtest Du mir nicht, daß Deine Eltern Brüssel Anfang April zu verlassen gedächten, um nach dem Süden zu gehen? An irgend einem beliebigen Orte lassen wir dann unsere Trauung möglichst still vollziehen, und ich bringe Dich unmittelbar darauf nach Italien, wo Du hoffentlich Dich wieder ganz erholen wirst.“

Er hatte diese Arrangements in leichtem, fast geschäftsmäßigem Tone vorgeschlagen: kein Laut verrieth, wie unruhig er selbst den Tag herbeisehne, der es ihm endlich gestatten würde, die Geliebte ihren jetzigen Verhältnissen für immer zu entführen. Aline willigte in Alles; mit Leonie und dem Legationsrath wurden die Reisepläne entworfen und alle Theile schienen vollkommen befriedigt zu sein.

Aber ein unerwartetes Hinderniß stellte sich kurz vor der Abreise der Familie von Hohenau den getroffenen Arrangements entgegen; Constantin erhielt die Nachricht, daß sein Vater sehr schwer erkrankt sei, und seine Pflicht rief ihn daher augenblicklich in die Heimath zurück.

„Wir trennen uns, will's Gott, nicht auf lange Zeit," sagte er bei dem Abschiede zu seiner Braut, „und doch wird mir das Scheiden heute von Dir so ungewöhnlich schwer. Lächle über mich, Aline, und nenne mich thöricht und selbstsüchtig, daß ich noch an mich zu denken vermag, während in meiner Eltern Hause so ernste Sorge herrscht."

Zum ersten Male, seit sie versprochen, seine Gattin zu werden, schlang sie die Arme um seinen Hals und schmiegte sich freiwillig an seine Brust.

„Ich wünsche und hoffe mit Dir, daß Deine Abwesenheit nur von kurzer Dauer sei," sagte sie weich, „und daß Dir und den Deinen Schmerz und Trauer fern bleibe. Möge uns ein ungetrübtes Wiedersehen beschieden sein!"

Er drückte sie fest an sich und blickte lange und innig in ihre Augen. „Und wirst Du Dich ein wenig darauf freuen, mich wiederzusehen?" fragte er leise. „Wirst Du mich zuweilen vermissen und Dich erinnern, wie meine Gedanken immer, immer voll Sehnsucht zu Dir eilen werden?"

„Ich werde Deiner stets gedenken, Constantin," sprach sie aus aufrichtigstem Herzen, „Deiner selbst

und Deiner Liebe, die ich so wenig verdiene und die mir doch so unendlich wohlthut."

„Geliebteste!"

Er küßte wieder und wieder die schimmernden Augen, die zu ihm emporschauten, die Lippen, die soeben ein ihn so tief beglückendes Wort gesprochen, die Hände, die die seinen umschlossen. „Lebe wohl, lebe wohl, Geliebte, Gott behüte Dich!"

Ein schnelles, warmes Frühjahr war dem harten Winter gefolgt; man erinnerte sich seit langer Zeit nicht so heißer Maitage, als die diesjährigen es waren, die Blüthenpracht des Juni schien um mehrere Wochen ihrer Zeit vorausgeeilt zu sein. Die Familie des Legationsrath von Hohenau befand sich seit vierzehn Tagen in einer freundlichen Villa an den Ufern des Vierwaldstädter Sees; dort wollte man Constantin's Rückkehr erwarten, den seines Vaters Krankheit länger ferngehalten, als man anfangs vorausgesetzt, und nach der erfolgten Vermählung Alinens beabsichtigten Victor und Leonie nach Nizza zu gehen, während Fürst Aldringen seine junge Gattin nach Neapel führen wollte.

Aline hatte in den letzten Tagen mehrere Briefe ihres Verlobten erhalten, die seine Ankunft in baldige Aussicht stellten, der Zustand seines Vaters hatte sich so weit gebessert, daß er ihn ohne Sorge verlassen konnte; er hoffte in wenigen Tagen in Luzern eintreffen zu können, wo inzwischen von Alinens Stiefvater die einleitenden Schritte zu der bevorstehenden Trauung gethan worden waren. Seine Briefe athmeten in jeder Zeile die tiefe Sehnsucht, die Constantin bei dem Schreiben derselben beseelt, und das innige Glücksgefühl, mit dem er dem Wiedersehen mit der Geliebten entgegensah.

„Ich weiß gar nicht, weshalb Du weinst, wenn Dein Bräutigam Dir schreibt, daß er in einigen Tagen hier sein wird," bemerkte die Baronin erstaunt, „was ist ein Mädchenherz doch für ein thörichtes und wunderliches Ding!"

Aline schrak empor, mit ihrem Batisttuche die verrätherischen Thränen von dem Briefe trocknend, die ihr selbst unbewußt darauf gefallen. Ja, das Menschenherz war ein thörichtes, wunderliches Ding! Wenn sie über das Gefühl sich hätte Rechenschaft geben wollen, das sie bei dem Lesen von Constantin's Briefe ergriff,

so wäre es das einer tiefen Beschämung gewesen. Wie wenig hatte sie ihm zu geben in Erwiederung seiner treuen und unwandelbaren Liebe! Was war alle Achtung, alle innige Dankbarkeit, was war alle warme Zuneigung, die sie für ihn empfand, im Vergleich mit einem einzigen Aufflammen jenes wahren und echten Gefühles, das das Herz in süßer Ahnung, zitternder Seligkeit erbeben macht? War denn Alles, Alles in ihr erstorben in dem Banne einer einzigen unseligen Leidenschaft?

So lange Constantin in ihrer Nähe war, hatte sie sich freier, ruhiger gefühlt, und sie hatte es mit unsäglicher Dankbarkeit gegen ihn empfunden, dessen Einfluß diese Wandlung bei ihr hervorgebracht.

Aber er war nun fern, seit langen Wochen schon, sie war allein, ihren trüben Gedanken, ihrem schmerzlichen Grübeln preisgegeben, und die düsteren Schatten, die sich kaum gelichtet, schienen von Neuem sich ihr um Haupt und Herz zu sammeln.

Der Hochzeitstag war von den Eltern festgesetzt worden; Aline hatte ihre Zustimmung zu allen sie betreffenden Anordnungen gegeben, sich selbst aber in keiner Weise thätig dabei gezeigt; jetzt, da der Tag so

nahe war, der sie für immer an einen fremden Mann fesseln sollte, erfaßte ihre Seele oft ein Gefühl namenloser Angst, und sie hätte dann gewünscht, den Tag, den ihr Verlobter so heiß herbeisehnte, in weite Ferne hinausgeschoben zu wissen. Für ein stolzes Weib ist es ein harter Gedanke, sich einem Manne zu eigen geben zu müssen, für den das Herz nichts weiter empfindet, als eben nur Achtung und Dankbarkeit. Aline wiederholte sich vergebens, daß für den Mann, der sie so unaussprechlich liebte, kein Opfer ihr zu groß sein müsse, — die erste Regung wollte nicht weichen!

„O, wenn doch Wochen, Monate schon vergangen wären," seufzte sie oft, „wenn ich schon in die Pflichten mich hineingelebt, die jetzt noch vor mir liegen — gewiß, ich würde glücklicher sein."

Ein Telegramm war gekommen; Fürst Aldringen theilte seiner Braut darin mit, daß er am Nachmittag desselben Tages in Luzern eintreffen werde.

„Zwei Tage früher schon, als Du ihn erwartet," lächelte der Legationsrath, „so hat ihn seine Ungeduld doch schneller hergetrieben, als wir anfangs glaubten."

Aline war leicht erblaßt bei der erhaltenen Nachricht; dann jedoch schien eine fieberhafte Unruhe sie zu

erfassen. „Ich werde Constantin entgegenfahren," sagte sie bei dem gemeinsamen Mittagsessen zu den Ihren, „vor sechs Uhr kann er nicht in Luzern sein und es würde ihn gewiß freuen, wenn ich ihn dort begrüßte."

Victor blickte angenehm überrascht auf. „Sieh, das ist ein hübscher Gedanke von Dir," sagte er, „ich hatte Dir eigentlich schon vorschlagen wollen, mich nach Luzern zu begleiten, und freue mich, daß es Dir von selbst eingefallen."

Es war ein ungewöhnlich heißer Tag; Aline und ihr Stiefvater kamen überein, statt des längeren und beschwerlichen Landweges sich über den See setzen zu lassen, dessen unbewegte grüne Wasserfläche im Sonnenglanze lockend vor ihnen lag. Aber der Schiffer, der sie sonst zu rudern pflegte, war heute schon in aller Frühe über Land gegangen, und Victor war soeben im Begriffe, nach einem zweiten zu schicken, als Aline schon zur Fahrt bereit, im weißen Sommerkleide, einen leichten Shawl über den Arm geschlungen, unter die Thüre trat.

„Ich bin beinahe in der traurigen Lage, Dir vorschlagen zu müssen, Dich mit meiner eigenen Führung zu begnügen," rief Victor ihr entgegen, „unser Mer-

tens ist nicht zu Hause und sein Sohn Heiri scheint uns ebenfalls im Stiche zu lassen."

„Wäre das ein Unglück?" entgegnete Aline sorglos. „Ich verstehe mich auf die Führung der Ruder so gut wie Du, versuchen wir es allein; wir kommen zur rechten Zeit in Luzern an, davon bin ich überzeugt."

„Nun, desto besser," lachte der Baron, „so sind wir unsere eigenen Herren und brauchen wenigstens auf Niemand mehr zu warten."

Er half Alinen in das Boot; am Fenster droben erschien jetzt Leonie mit Armgard, ihnen heitre Abschiedsgrüße zuwinkend.

„Wird das Wetter sich auch nicht ändern?" rief Frau von Hohenau noch hinab, auf den Himmel deutend, der sich mit leichten Wolken bezogen.

„O, sei unbesorgt," erwiederte ihr Gatte, „Sommerwolken — weiter nichts. Auf Wiedersehen heute Abend, hoffentlich mit Constantin."

Das Boot stieß ab; Aline hatte ihren Platz eingenommen und handhabte mit großer Geschicklichkeit ihr Ruder; das kleine Fahrzeug schien auf den vom Sonnenlichte glitzernden Wellen dahinzufliegen, rings

um sie her die Pracht der Berge, an deren Fuße freundliche Dörfer, Villen und Gärten schimmerten. Aline blickte träumend in die Fluth. Nun war sie wohl zum letzten Male allein mit dem Manne, der den entscheidendsten Einfluß auf ihr ganzes Leben geübt; zwei Tage vielleicht noch und sie war eines Anderen Gattin, für immer geschieden von ihm, der ihres Herzens einzige Liebe gewesen. —

Ja, für immer! Sie wollte, sie durfte als Constantin's Frau ihn nie mehr wiedersehen; sie fühlte, daß sie dies ihrem Gatten, daß sie es sich selbst schuldig sei. Und er? Würde er sie vermissen, wenn sie ferne sei?

Der See hatte sich leicht zu kräuseln begonnen, tanzende Wellen folgten wie spielend dem Boote, in der Tiefe schien es leise zu murmeln und zu grollen, aber die Sonne spiegelte sich noch hell in den glänzenden Tropfen, die von den erhobenen Rudern in das Wasser fielen, — leuchtende Thränen, — so schien es Aline, — sie neigte sich über den Rand des Kahnes, — schimmerten sie dort nicht noch empor aus dem Grunde, wie sie tief in ihrem Herzen brannten? — Victor saß ihr gegenüber im Kahne, stumm und in sich versunken, wie sie und die Gedanken, die durch

seine Seele zogen, hatten einen eben so ernsten Charakter, als die ihren. Seit er Alinens Schicksal, wie es schien, so völlig gesichert sah, war es ihm gewesen, als sei eine bedrückende Last von ihm genommen, aber die tiefe Melancholie, die sich ihrer in den letzten Monaten bemächtigt, ließ die dunklen Befürchtungen von Neuem in ihm wach werden, die er für allezeit überwunden glaubte.

Arme Aline! Würde ihr heißes Herz an des Erwählten Seite das Glück, den Frieden finden, den wahre Liebe zu geben vermag? Er dachte an das scheue blasse Kind in dem Bergthale von Hohenschwangau, — er dachte an das leidenschaftliche Mädchen, das in unbewachter Stunde seine glühende Neigung ihm verrathen, — Jahre der Entfernung lagen zwischen dem Einst und Jetzt, — er blickte zu ihr hinüber, die noch immer sinnend vor sich niederschaute, — der düstere Zug voll Trauer und Schwermuth stand deutlicher als je auf ihrer Stirn geschrieben, — galt er der fernen Vergangenheit, galt er Erinnerungen, die die letzten Jahre mit sich brachten?

Die Wellen murmelten geheimnißvoller als zuvor, das Wasser des Sees schien von leichtem Winde be-

wegt, aber die Sonnenstrahlen spiegelten sich nicht mehr in der leuchtenden Fluth, — das Blau des Himmels hatte sich hinter Wolken verborgen. —

„Wie still Du bist, Aline," brach der Baron endlich das Schweigen, „man sollte glauben, Du wolleſt die Tiefe dort vor Dir ergründen."

Sie lächelte gedankenvoll. „Abgründe haben mich stets angezogen," sagte sie, „wie vielmehr die krystallene Tiefe vor mir, in die das Auge sich bis in das Unendliche zu verlieren meint. Ich habe mich schon oft gefragt, wie es dort unten wohl beschaffen sein möge."

„Nun, ich hoffe, daß Du kein Verlangen hast, das zu untersuchen," meinte Victor scherzend, „doch weißt Du, woran ich soeben dachte? — Welch ein Genuß müßte es gewesen sein, Dich in dieser Umgebung singen zu hören!"

Aline zuckte schmerzlich zusammen; die Erinnerung an die verlorene Stimme that ihr noch immer unendlich weh.

„Wir müssen uns mit dem Gesange der Wellen selbst begnügen," entgegnete sie, sich tief hinabneigend, „hörst Du, wie es hier unten singt und murmelt?"

„Dazu muß man ein poetisches Gemüth haben, wie

das Deine," sagte der Legationsrath, „auch ich liebe diesen eintönigen Wellenschlag, ohne jedoch — was war das?" unterbrach er sich plötzlich, aufhorchend.

„Donner," erwiederte Aline gleichgültig. „Sieh, wie dunkel es geworden."

„Aline, das sagst Du so ruhig?" sprach Victor, besorgt um sich schauend, „weißt Du, daß wir, dem Wetter nach zu urtheilen, vielleicht einen Sturm hier auf dem See erleben könnten?"

„Nun, und was weiter? Fürchtest Du ihn?"

„Ich fürchte ihn nicht für mich, aber ich sehe ein, daß es leichtsinnig von mir war, Dich einer möglichen Gefahr auszusetzen."

„Ach — ich!" Sie sprach es mit vollkommener Ruhe vor sich hin. Täuschte sie sich über die Gefahr eines Gewittersturmes auf dem See oder war sie gleichgültig dagegen?

„Halte mehr links, Aline," sagte Victor, „wir müssen suchen, das Ufer zu erreichen."

Sie folgte seiner Weisung, aber der jetzt sich stärker erhebende Wind stellte sich ihrem beiderseitigen Bemühen energisch entgegen, einzelne Blitze zuckten durch den bleigrauen Himmel, der Donner rollte mit ver-

doppelter Macht, die Wellen des Sees warfen das schwache Fahrzeug hin und her.

„Es nützt nichts," sagte Aline, das Ruder sinken lassend, „wir bringen den Kahn nicht von der Stelle."

Victor schaute mit prüfendem Blicke um sich. „Wenn es uns gelingt, jene Bucht dort drüben zu erreichen," sagte er entschlossen, „so sind wir gerettet."

„Und wenn nicht?" fragte Aline mit eigenthümlich leuchtendem Blicke.

Er antwortete nicht; es war auch keine Zeit mehr dazu. Der Sturm, der bis jetzt nur in kurzen Zwischenräumen gegrollt, brach jetzt mit voller Wuth hervor, das Boot gehorchte seinen Führern nicht mehr, — machtlos — willenlos tanzte es auf den schaumgekrönten Wogen.

„Aline, allmächtiger Gott," rief Victor erschrocken, „in welche Gefahr habe ich Dich gestürzt!"

Aber mit Aline war in diesem Augenblicke eine seltsame Veränderung vorgegangen; ihre Augen strahlten, auf ihren Lippen schwebte ein siegendes Lächeln.

„Eine Gefahr?" wiederholte sie. „Ich fürchte sie nicht, denn sie heißt: Freiheit!"

Er wandte sich zu ihr. Was wollte sie damit sagen?

„Du rasest, Aline," rief er, „denke an Deinen Verlobten."

Sie sah ihn mit einem flammenden Blicke an. „Mein Bräutigam ist der Tod," rief sie fast jauchzend, „dort unten auf dem Grunde ist mein Brautgemach."

Sie hatte das Haupt zurückgeworfen und deutete mit der Hand nach dem Ufer hin.

„Blicke dorthin," tönte ihre Stimme tief und mächtig durch das Brausen des Sturmes, „dort, wo die Thürme jener Stadt sich zeigen, erwartet mich in dieser Stunde vielleicht voll Sehnsucht der edelste, der beste Mann. Und ich, Victor, ich schaudre vor dem Augenblicke, da ich meine Hand in die seine legen soll, denn mein Herz hat für ihn keinen Raum."

„Aline, ich beschwöre Dich, jetzt nicht diese wilden finstern Gedanken," flehte Victor, „Deine Rettung nur muß jetzt unsre Sorge sein."

„Rettung?" hohnlachte sie. „Ich sehe keine, jede neue Welle kann unser Boot umstürzen und das Land ist fern."

Sie ließ das Ruder in das Wasser fallen; es war dunkler und dunkler geworden; nur weithin flammende

Blitze zuckten durch den Himmel, den See mit fahlem Scheine beleuchtend.

„Siehst Du die Blitze?“ fragte Aline wild. „In den Flammen solcher Blitze trateſt Du mir entgegen, als wir uns vor Jahren in den Bergen des Hochlands trafen. Eine Ewigkeit ſcheint jenen Tag von dem heutigen zu trennen, aber der Glanz ſeiner Erinnerung reicht bis in dieſe Stunde und der Tod löſcht meine Schuld! — Victor, eine Liebe nur kannte mein Leben, — ſie gehörte Dir, — Du warſt meine Qual und meine Seligkeit, Du warſt mein Glück und meine Verzweiflung, — ich durfte nicht für Dich leben, — nun wohl, ſo darf ich mit Dir vereint wenigſtens dem Tode entgegengehen.“

Das leidenſchaftliche Weib hatte ſich erhoben; bleich und ſchön wie der Engel des Verderbens ſtand ſie vor ihm in dem ſchwankenden Boote, ihre Augen in dämoniſchem Feuer leuchtend, auf ihrer Stirn ein Glanz, der nicht mehr dieſer Erde anzugehören ſchien, — niemals zuvor noch glaubte er ſie in ſo ſinneverwirrender Schönheit geſehen zu haben.

„Du darfſt nicht ſterben, Aline,“ rief er außer ſich, ihre Hände ergreifend, „Weib, — Teufel, — Ver-

blendete, die Du gegen Dich selbst rasest, — ich rette Dich und sollte ich Dein Leben, das ich Constantin zu behüten schuldig bin, mit dem meinen erkaufen."

Sie lächelte nur. „Noch wenige Minuten und ich bin — frei."

Er bemühte sich, sie auf den Boden des Kahnes niederzuziehen.

„Suche Dich am Boote festzuhalten, Aline," tönte seine Stimme noch einmal, aber das Brausen des Sturmes verschlang seine Worte; ein furchtbarer Donnerschlag schien die Berge rings umher erbeben zu machen.

Der Kampf der entfesselten Elemente tobte weiter, — gewaltige Wasserfluthen hoben und senkten sich auf dem See, der in seinen Tiefen aufgewühlt schien, — auf der Spitze der Wogen sah man, einer Nußschale gleich, einen kleinen Kahn hin und treiben, — jetzt erschien er hoch oben auf den bleigrauen rollenden Gewässern, — dann wieder schoß er mit Blitzesschnelle in die Tiefe hinab, dunkel und undeutlich sah man zwei Gestalten sich darin bewegen, — doch jetzt kam eine mächtige Sturzwelle schäumend dahergebraust, — noch eine und wieder eine, — dann war der Kahn

verschwunden, — einmal noch tauchte er auf, — undeutlich, nebelhaft. — — —

Kurze Zeit darauf hatte der Sturm nachgelassen, nur vereinzelt noch grollte und zürnte ein ferner Donner, — aber der Regen rauschte gleichmäßig hernieder und auf der Oberfläche des Sees trieb leise schaukelnd ein umgestürztes Boot.

An den Ufern rings umher hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge versammelt.

„Es sei ein Boot mit mehreren Personen verunglückt," hieß es von allen Seiten, Grund genug, um die muthigen Bewohner und Schiffer zur thätigen Rettung anzufeuern. Einige sichere Fahrzeuge wurden schnell ausgerüstet; eben so rasch fanden sich eine Anzahl kräftiger Arme, die sich an dem Werke der Rettung zu betheiligen beabsichtigten. Ihre vereinten Bemühungen schienen von schnellem Erfolge gekrönt zu sein; unweit von ihnen tauchte der Körper eines Mannes aus dem Wasser, — ob lebend, ob todt, wer vermochte es zu sagen?

Zehn, zwölf Arme griffen zu, ihn in das Boot zu

heben, der Aelteste der Schiffer beugte sich über ihn und legte die Hand auf sein Herz.

„Der lebt noch," sagte er befriedigt, „aber nun schnell an's Land mit ihm."

„Dort drüben, Vater, schwimmt noch etwas Weißes," rief ein junger Schiffer, auf einen hellen Punkt in der Ferne zeigend.

Der Alte legte beide Hände an den Mund und stieß einen langhin tönenden Ruf aus; das zweite Boot näherte sich ihm mit raschen Ruderschlägen.

„Dort," sagte er lakonisch, auf den weißen Punkt deutend; das Fahrzeug schoß davon. —

Auf dem Wege von Luzern her rollte jetzt ein leichter Wagen; der Reisende darin war so tief in seine Gedanken verloren, daß er erst dicht am Uferwege die vor ihm gedrängte Menschenmenge gewahrte.

„Was giebt es?" fragte er, sich über den Schlag hinauslehnend.

„Ich weiß nicht, Herr," gab der Kutscher zurück, „ich denke, es sind Leute auf dem See ertrunken; die holen sie wohl eben."

Der Reisende war schon von dem Wagen hinabgesprungen und mischte sich unter die Menge, die ge-

spannt und ängstlich harrend am Ufer stand. Ein Boot, mit vier oder fünf Menschen bemannt, war eben im Begriffe zu landen; in den Armen einiger der Leute ruhte regungslos eine weiße Gestalt.

Man sah die Männer das Boot verlassen und den Körper eines jungen und schönen Weibes sorgsam an das Ufer tragen; die Sonne, die sich durch die Wolken Bahn brach, fiel auf das marmorbleiche Gesicht, auf dem ein erstarrtes Lächeln schwebte.

„Aline!!“ — Wie ein Schrei wildester Verzweiflung tönte der Name aus der Menge; der eben angekommene Fremde stürzte, einem Rasenden gleich, auf die Bahre zu, auf die man die stille Gestalt gelegt. „Aline!!“

Aber sie erwachte nicht mehr; die wilde Rose war für immer gebrochen.

Es waren Jahre vergangen. In einer der größeren Hauptstädte Deutschlands war seit einigen Wochen die Gemälde-Ausstellung eröffnet worden. Eine geputzte schaulustige Menge drängte sich durch die Räume des Ausstellungsgebäudes, Bilder wurden bewundert, zu-

fällig getroffene Bekannte begrüßt, lebhaftes Gespräch, Plaudern und Lachen schwirrten durcheinander, — es schien, als seien die geschmückten Säle für kurze Zeit eine Art von Reunionsplatz für die gesammte elegante Welt geworden.

Unter der Menge, die hin und her wogte, zog eine kleine Gruppe mehrfach die Aufmerksamkeit auf sich, es war ein stattlich schönes Paar, an dessen Seite ein überaus liebliches Kind, ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren ging. Beide Eltern hatten längst die Grenze der Jugend überschritten, das dunkle Haar des Mannes war hier und da leicht mit Grau gemischt, aber selbst die Zeichen herannahenden Alters dienten nur dazu, die edle Würde seiner Erscheinung zu erhöhen, und das ernste Lächeln, das zuweilen bei einer Frage des kleinen Mädchens neben ihm sein Gesicht überflog, verlieh den geist- und charaktervollen Zügen einen Reiz, der Jugendschönheit weit in den Schatten stellte.

Die elegante Frau, die er am Arme führte, besaß jenen Zauber echter Weiblichkeit, der bis in das höchste Alter seiner Eigenthümerin treu bleibt. Jugend, Liebreiz, rosige Frische, goldene Locken, — alles dies kann

schwinden; jene ewig unvergängliche Anmuth jedoch, die Sanftmuth und Herzensgüte einem Antlitz verleihen, kann nicht welken und sie ist es allein, die ein gealtertes Antlitz uns schön erscheinen läßt.

Die Familie war soeben aus den Seitenzimmern in die Reihe der Hauptsäle getreten.

„Sagte man mir nicht," begann die Dame etwas zögernd, „daß wir Alinens Bild auf dieser Ausstellung finden würden?"

Die Stirn ihres Gatten umwölkte sich. „Es ist so," erwiederte er ernst, „ich habe es bereits vor einigen Tagen gesehen. Sie ist in einer ihrer Hauptrollen dargestellt; ein schönes Bild, aber der Anblick hier unter dieser gaffenden, verständnißlosen Menge that mir weh."

Leonie schwieg; sie empfand unwillkürlich das Gleiche, wenn sie auch nicht zu ahnen vermochte, welche erschütternde Erinnerung in diesem Augenblicke durch ihres Gatten Seele zog. Er hatte wenige Tage zuvor, als er zum ersten Male vor dem Bilde stand, einer Vision gleich, das Antlitz jenes jungen Weibes vor sich auftauchen sehen, — nicht sanft und hingebend, wie in der Elsa-Rolle auf dem Bilde, — nein, todtenbleich,

dämonisch-schön in dem verzehrenden Feuer ihrer Leidenschaft, die sie in ihr dunkles Verhängniß getrieben.

Leonie hatte über die Bilder hinweg, die sie betrachtete, ihren Blick in halber Zerstreuung über die Menge gleiten lassen; plötzlich berührte sie den Arm ihres Gatten.

„Sieh dorthin, Victor," sagte sie leise, „ist das dort drüben nicht – Constantin?"

Der Baron warf einen Blick hinüber. „Ja, es ist Fürst Aldringen mit seiner jungen Gemahlin; welch seltsames Zusammentreffen!"

Constantin wandte sich in diesem Augenblicke um; auch er erkannte den Legationsrath und seine Gattin; beide Männer traten einander entgegen, sich zu begrüßen, dann stellte der Fürst seine Gemahlin der Mutter seiner einstigen Braut vor. Constantin war jede Erinnerung an Aline zu schmerzlich gewesen, als daß er seine Beziehungen zu den Ihren aufrecht erhalten hätte; durch die Zeitung nur hatten Victor und Leonie erfahren, daß er sich vor einem halben Jahre mit seiner Cousine, der Freiin Eleonore von Ringolsheim, vermählt.

Frau von Hohenau blickte mit Interesse in das An-

gesicht der jungen Fürstin, das ein weicher Zug der Melancholie so wunderbar durchgeistigte. Waren sie glücklich, diese jungen Gatten, denen vom Leben Alles gegeben schien, was irdische Wünsche begehrenswerth nennen, — Jugend, Schönheit, Reichthum, Rang? Wie hatten doch die einst so heitern, liebenswürdigen Züge des Fürsten sich in schwermuthsvollen Ernst verwandelt, und doch war es ein warmer Blick, der auf der lieblichen Frau an seiner Seite ruhte, und seine Stimme klang eigenthümlich weich, wenn er zu ihr sprach.

Constantin hatte sich nach Alinens Tode gänzlich auf sein väterliches Gut zurückgezogen, wo er in düsterem Grame seine Tage dahinlebte. Die Jahre kamen und gingen, — er achtete es nicht; er schien seit jenem einen Schreckenstage keinen Sinn mehr für den Flug der Zeit zu haben, — die Welt rollte fern von ihm ihr buntes Leben ab, — er vergaß ihrer, wie sie seiner; er vergaß Alles, nur nicht, daß die Eine gestorben, die seine Welt gewesen. Er bemerkte nicht den stillen Kummer seines Vaters, der nun auch seines letzten Sohnes Lebensglück gebrochen sah, — nicht die tausend Beweise zarter

Theilnahme, die seine Stiefmutter, seine jüngeren Schwestern für ihn hatten, und wenn er sie zufällig gewahrte, so hatte er dafür nur ein trauriges Lächeln. Wie wohlthuend Theilnahme auch immer sei, oft scheint sie die Wunden nur noch tiefer aufzureißen, an denen unser Herz langsam zu verbluten meint.

Seit dem Tode seiner Braut waren fast sieben Jahre verflossen, als ein Ereigniß eintrat, das Constantin aus der Apathie seines Schmerzes aufzurütteln im Stande war. Sein Vater starb nach kurzer schwerer Krankheit; Constantin sah sich unerwartet als das Haupt seiner Familie, als den Herrn der zahlreichen Besitzungen seines Hauses, und in den neuen Pflichten, die an ihn herantraten, mußte die Vergangenheit gewaltsam in den Hintergrund gedrängt werden.

„Vielleicht, mein Constantin, ist es gut für Dich, daß ich aus der Welt gehe," sagte Fürst Benno wenige Tage vor seinem Tode mit bei ihm seltener Weiche zu seinem Sohne, der an seinem Lager saß. „Mein Tod wird vielleicht das für Dich werden, dessen Du bedarfst: Heilung; die Pflichten, die ich Dir sterbend übergebe, werden Dich daran erinnern, daß das Leben auch an Dich noch Anforderungen zu stellen hat, denen

Du Dich, trotz alles Grames, nicht ganz entziehen darfst. — Was ich Dir in Deinem fortan großen Pflichtenkreise besonders an das Herz zu legen habe, findest Du in einem Schreiben an Dich, meinem Testamente beigefügt; ich weiß, daß Du meine Bestimmungen ehren und erfüllen wirst. — Die Sorge für Deine Stiefmutter und Deine Schwestern brauche ich Dir nicht zu empfehlen; Du bist immer ein guter Sohn und Bruder gewesen, Du wirst ihnen allezeit Beistand und Stütze sein. — Aber die Sorge, die mich am meisten bedrückt, gilt Dir selbst, mein Sohn; der Tod erschiene mir leichter, ließ ich Dich zufrieden und glücklich zurück."

Constantin lächelte schmerzlich. „Das Glück ist nicht in unserm Hause heimisch," sagte er trübe; „ich habe längst damit abgeschlossen und erwarte keines mehr."

Der kranke Fürst betrachtete ihn mit trauervollem Blick. „Das Schicksal ist Dir hart begegnet," sprach er, „glaube nicht, daß ich den Verlust geringe achte, den Du erlitten. Aber Dein Leben ist noch lang und kann Dir, wenn auch keinen Ersatz, doch in der Liebe eines guten und treuen Weibes einen Trost bieten, gegen den Du Dich nicht gewaltsam verschließen soll-

test. — Ich bin ein alter egoistischer Mann, Constantin," fuhr er eindringlich fort, als er sah, daß sein Sohn sich abwandte, „und es ist auch jetzt wohl nur die Selbstsucht, die mich so zu Dir sprechen läßt. Du bist mein letzter Sohn, mein Einziger, auf den ich alle meine Hoffnungen gebaut, seit Leonor mir genommen ward, glaube mir, es ist ein harter Gedanke für mich, daß mit Dir mein Haus erlöschen und daß Dein ganzes Leben vielleicht sich verzehren soll an einer untergegangenen Hoffnung."

Constantin küßte des Vaters fieberheiße Hand. „Ich weiß, daß es nicht Selbstsucht ist, die Dir diese Worte eingiebt," sagte er, „fordre kein Versprechen von mir, aber sei gewiß, mein theurer Vater, daß ich Deiner Worte eingedenk bleiben werde."

Mehrere Monate waren seit dem Tode seines Vaters verflossen, als Constantin nach der kleinen Provinzialstadt reiste, wo seine Cousine, Ellis Ringolsheim, seit einigen Jahren Waise geworden, im Hause einer alten Tante lebte. Er fand sie, wenn auch weder heiter noch glücklich, doch ergeben in ihr Loos und äußerlich zufrieden mit demselben, eine treue Pflegerin der kränklichen Tante, und eine sorgsame

Führerin des kleinen Haushaltes. Auch ihres Lebens Blüthen hatte frühzeitiger Frost zerstört und den jungen Zügen eine stille Trauer aufgeprägt. Constantin blieb nur kurze Zeit in ihrer jetzigen Heimathsstadt, am Tage jedoch, bevor er Ellis wieder verließ, fragte er sie, ob sie seine Gattin werden wolle.

„Wir sind Beide schiffbrüchig geworden," fügte er mit melancholischem Scherze hinzu, „schiffbrüchig an unserm Lebensglück; aber grade darum, Ellis, werden wir uns um so besser ineinanderfinden und Geduld miteinander haben. — Liebe kann ich Dir nicht geben, wenigstens nicht, was ich darunter verstehe, aber ein pflichtgetreuer Gatte will ich Dir werden und so hoffe ich, sollst Du es nie bereuen, Deine Hand in die meine gelegt zu haben."

Und Ellis hatte mit ihren jetzt so ernsten stillen Augen eine Weile stumm zu ihm emporgeblickt und leise geantwortet: „Ich will Dir angehören, Constantin, denn ich vertraue Dir."

Damit war Beider Geschick entschieden und wenige Monate nach ihrer Verlobung wurde sehr still und sehr einfach in der Schloßkapelle seines väterlichen Gutes Constantin's Vermählung mit seiner Cousine vollzogen.

Sie hatte es nicht zu bereuen; was Constantin ihr in der Stunde ihres Verlöbnisses versprochen, hielt er mit liebevollster Treue und wie sie mit jedem Tage, der sie vereinte, sich inniger an ihn hinzuleben verstand, so empfand auch er es bald mit einer Art wehmüthigen Dankes, wie viel mehr ihm seine junge Gattin wurde, je länger sie miteinander verheirathet waren.

Die Säle des Ausstellungsgebäudes hatten sich gelichtet, nur noch einzelne Gruppen standen hier und da umher, flüchtig die Bilder betrachtend; vor einem der am meisten bewunderten war es gänzlich leer geworden, nur zwei Personen noch standen davor, — gedankenvoll, selbstvergessen, als könnten sie sich von dem Bilde nicht trennen.

In dem Katalog war das Gemälde mit dem Namen „Elsa" bezeichnet, Elsa, die poetische Brabanterfürstin an den Ufern der Schelde stehend, sinnend und träumend, als müsse in der Ferne die Gestalt des angebeteten Retters erscheinen, den lange schon zuvor ihr ein holder Traum gezeigt. Aber das Antlitz des sehnenden Mädchens auf dem Bilde trug die stolzen und charaktervollen Züge eines wohlbekannten, längsterstarrten Angesichtes. Das war der Blick der strahlenden dunklen

Augen, das das kühne Profil, das die unnachahmlich graziöse und doch so königliche Haltung des stolzen Hauptes!

„Aline!“ Die bebenden Lippen des Mannes, der zu dem Bilde emporschaute, sprachen den theuren Namen nicht, aber er hallte tausendfach gebrochen in dem Herzen wieder, das in dem kaum gedämpften Schmerze zuckte. Er drängte gewaltsam die erwachenden Erinnerungen zurück und wandte sich zu der jungen Frau an seiner Seite, in deren Augen jetzt große Thränen standen.

Er wußte, wem diese Thränen galten; wie in dem Zauberspiegel einer Fata Morgana war bei der Betrachtung dieses Bildes eine andere Scene vor ihr aufgestiegen; auf der blauen Fluth des Stromes dort drüben erschien in dem von einem Schwane geleiteten Nachen die hohe Gestalt des sagenhaften Retters, — Lohengrin, wie sie ihn an jenem unvergeßlichen Abend erblickt, dem letzten, an dem er ihr nahe gewesen, dem letzten glücklichen vor jenem andern, an welchem sie mitten aus der tanzenden geschmückten Menge, dem Impulse ihres Herzens folgend, an sein Todeslager eilte.

Eine sanfte Hand berührte jetzt ihren Arm; ihr Gatte neigte sich zu ihr herab.

„Komm nach Hause, Ellis; die Mama erwartet uns wohl schon längst.“

Sie schmiegte sich an ihn und legte ihre Hand in die seine, die sie mit warmem Drucke erfaßte; sie fühlten, daß sie sich verstanden.

Constantin führte seine Gattin hinweg; noch ehe er den Saal verlassen, hatte eine andre Gruppe den Platz vor dem Bilde eingenommen, eine helle Kinderstimme fragte neugierig:

„Wer ist die schöne Dame auf dem Bilde, Papa?“ und der Fürst hörte Victor von Hohenau's ernste und sonore Stimme antworten: „Das ist Deine liebe Schwester, die im Himmel ist.“

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolfersdorff, Elise <<von>>,

Die wilde Rose Roman

Bd.: 2

[Berlin] [1875]
81.96210
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11330200-3